



Ludwig Storch

Die Freibeuter

Zweiter Teil

Ludwig Storch

Der Freibeuter

Zweiter Teil

Historischer Roman

Inhalt

Unerwartet schlechter Empfang	7
Flaxmanns Etui	9
Anklage, Verhör und Entscheidung	12
Die höchste und letzte Ehre	31
Charakterunbeständigkeit	47
Der Freiherr Görz von Schlitz	58
Ein Raubmordnest	64
Rettung aus Todesgefahr	81
Liebeseugen	87
Spaziergang in den Hafen	99
Das unterbrochene Hoffest	108
Die Flucht	115
Die beiden Kameraden	120
Erzählung	133
Ein Rendezvous	143
Verrat und Treue	152
Das Attentat	161
Neue Ermutigung	173
Der letzte Versuch	180

Unerwartet schlechter Empfang

Kaum hatte der Führer der Fregatte den Fuß an Land gesetzt, als ihm der königliche Inspektor des Hafens den Befehl des Königs ansagte, sich ohne Verzug bei des Königs Majestät anmelden zu lassen und der ferneren Befehle gewärtig zu sein. Befremdet über diese unerwartete unfreundliche Strenge übergab Kapitän Norcroß seinem Lieutenant den Oberbefehl der Fregatte und ging in sich gekehrt zum Palast. Er trat in die königlichen Gemächer mit jener einfachen würdigen Haltung, welche dem Mann, der sich seines Wertes bewusst ist, eigen zu sein pflegt und welche dem edlen Norcroß, der niemals vergaß, dass altadliges britisches Blut in seinen Adern floss, zur Natur geworden war.

Im Vorzimmer waren mehrere hohe Standespersonen versammelt, welche dem König aufwarten wollten. Es waren einige darunter, welche Norcroß kannte, einige, die er sich feindlich gesinnt wusste. Alle diese Herren dankten kaum seinem Gruß. Auf den Gesichtern seiner Gegner sah er ein spöttisches Lächeln. Die Kälte aller war zu auffallend, um nicht tief empfunden zu werden. Das britische Blut empörte sich, er lehnte schweigend in einer Fensterbrüstung und quälte sich mit Vermutungen.

Hier hatte ihn kaum ein Kammerfunker erblickt, als derselbe, ohne ihn zu befragen, in das Zimmer des Königs eilte. Dies deutete darauf hin, dass man ihn erwartet und der König befohlen habe, ihn sogleich nach seiner Ankunft zu melden. Selbst in diesem Augenblick behielt Norcroß seine Fassung. Seinen Blick richtete er auf die Doppeltür, welche in die Wohn- und Audienzzimmer des Königs führte.

Der Kammerjunker trat heraus und sagte leise zu ihm: »Des

Königs Majestät lässt Euch befehlen, morgen früh um sieben Uhr hier zu sein.«

Diese Verzögerung verdüsterte die Seelenstimmung des Kapitäns. Er wünschte nichts sehnlicher, als aus der peinlichen Ungewissheit gezogen zu werden, und er hätte lieber das Schlimmste zur Stelle erfahren, als noch eine Nacht warten zu müssen. Er eilte zu seiner Braut, dem Fräulein von Broke. Als Waise wohnte sie bei ihrem Verwandten, einem königlichen Staatsrat. Kaum hatte er sich im Hause gezeigt, als ihm ein Diener mit schelmischem Lächeln zu ihrer Tür hin die Versicherung gab, Fräulein Broke sei verreist. Ohne Umstände öffnete Norcroß das Zimmer und sah das Fräulein durch eine andere Tür entfliehen. Der Herr Oheim erschien steif und verlegen und erklärte dem ärgerlich verwunderten Seemann, dass seine Nichte gute Gründe habe, den Herrn Kapitän, bevor er sich nicht von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen reinige, nicht zu sehen.

Norcroß ging. Er hatte vergessen, zu fragen, wessen man ihn eigentlich beschuldige. Als er wieder Fassung gewonnen hatte, verfügte er sich zur Wohnung seines Beschützers des Grafen Feldmarschalls Mörner.

Aber auch hier wurde er zu seinem Verdruss abgewiesen und auf den anderen Tag bestellt. Verstimmt suchte er sein Schiff auf und brachte in der einsamen Kajüte nichts weiter heraus, als das Friederikes Raub bereits in Stockholm auf einem schnellen und geheimen Weg bekannt geworden sein müsse, denn die reichen Früchte, welche seine unerschrockene Tapferkeit auf seiner letzten Kaperfahrt der schwedischen Krone zuwege gebracht hatte, hätten ihm sonst einen anderen Empfang bereiten müssen. Nach einer unruhigen Nacht war er früh auf dem Weg zum König.

Flaxmanns Etui

Im Schloss hatte man schon den Empfang des Kapitäns vorbereitet. König Karl pflegte bald auf zu sein und sich sogleich, wenn er sich von seiner harten Matratze erhoben hatte, in seinen einfachen Soldatenrock und lange Reiterstiefel zu stecken, in welchen er stets zu sehen war. Der Feldmarschall Graf Mörner hatte eben Zutritt und erhielt Befehle, da trat der Stadtpräfekt, ein Reichsrat, in das Vorzimmer und verlangte Audienz. Der König ließ ihn herein. Der Präfekt machte mit kurzen Worten, wie es der König liebte, die Anzeige des in der verwichenen Nacht vorgefallenen Mordes nebst der Inhaftierung des Mörders. Er nannte die beteiligte Dame.

»Was?«, fuhr der König auf und fragte den Grafen Mörner ansehend, »ist das nicht dieselbe?«

»Dieselbe!«, versetzte dieser.

»Mit welchem Schiff ist der fremde Mörder gekommen?«

»Mit Kapitän Norcroß. Der Mörder ist ein leiblicher Bruder der Dame.«

»Kapitän Norcroß? Vortrefflich! Eine abgekartete Geschichte. Wart, Patron! Ihr könnt gehen.«

Der Präfekt wollte gehen, als der diensttuende Kammerjunger meldete, eine vornehm gekleidete Dame begehre mit Hefigkeit Seine Majestät zu sprechen, doch verweigerte sie, ihren Namen zu sagen.

»Führ' sie herein!«, versetzte der König unmutig, der mit Frauen nie gern zu schaffen haben mochte. Die Flügeltüren gingen auf und Friederike von Gabel trat mit der ihr angeborenen Majestät und mit der ihr angebildeten dezenten Gewandtheit herein. Ihre herrliche Gestalt, ihr ganzes Wesen

überzeugten den König zur Stelle, mit welcher einer Frau er hier zu reden habe. Er war einen Augenblick von ihrer Erscheinung so sehr überrascht, dass ihn unwillkürlich ein plötzliches Erwachen jener ritterlichen Galanterie, welche auch er, der Frauenfeind, in seiner Jugend geübt, vom Sessel empor und ihr entgegentrieb. Er wollte sie mit einer Zartheit, der seine Hand entwöhnt war, seitdem sie den Schwertgriff nicht viel abzulegen pflegte, bei den Händen fassen und zu einem Polster führen.

Aber sie glitt mit bezaubernder Grazie zu seinen Füßen nieder, erhob ihre schönen Hände bittend mit den Worten: »Erbarmen sich Eure Majestät des unglücklichsten Mannes, der jemals Ihre Staaten betrat, und in dieser Nacht als Mörder hier verhaftet wurde. Beim großen Gott! Er ist unschuldig! Geruhen Eure Majestät nur in diese Schreibtischplatte zu blicken, die er mir, bevor er ins Gefängnis geführt wurde, anvertraut hat. Ich weiß keinen besseren Gebrauch davon zu machen, als sie in die höchsten Hände Eurer Majestät niederzulegen. Sie werden das darin enthaltene Geheimnis bewahren.«

Der König hatte das Etui genommen. Es war bereits geöffnet. Er tat einen Blick hinein und über sein sonst eisernes Gesicht goss sich eine Fülle von Erstaunen. Er entfaltete ein Dokument und las.

»Großer Gott!«, rief er in größter Aufregung. »Bei meiner Seele! Es ist Jacobs Hand!« setzte er mit Bestürzung hinzu. Keiner von beiden gegenwärtigen Männern hatte den nordischen Löwen schon in solcher Verwirrung gesehen. Die Hand, mit welcher er das verhängnisvolle Etui hielt, zitterte. Seine Augen irrten über die Schriften hin, die er nacheinander entfaltete. Dann starrte er die beiden Porträts, welche in der inneren Wand des Buches befestigt waren, an und sagte:

»Gut getroffen! Entsprechend ähnlich!«

Endlich fielen seine Blicke wieder auf die noch in kniender Stellung befindliche Friederike. »Aber wer sind Sie, meine Dame?«, fragte er, »und in welcher Beziehung stehen Sie mit dem Besitzer dieses Büchleins?«

Friederike warf einen besorgten Blick auf die beiden Zeugen dieser Szene.

»Erwartet meine Befehle!«, herrschte der König jenen zu, die sich sogleich entfernten. »Stehen Sie auf«, sagte er dann mit der möglichsten Milde seiner Stimme, »und folgen Sie mir in dieses Kabinett.«

Er fasste sie höflich an der Hand und führte sie selbst hinein.

Als sie nach einer halben Stunde wieder heraustraten, erteilte der König dem herbeigerufenen Stadtpräfekten Befehl, unverzüglich eine Schaluppe zu rüsten und den Gefangenen darauf zu bringen. Der König selbst bestimmte einen Leutnant zur Führung des Bootes und befahl, denselben herbeizuholen, damit er die Befehle zur Reise erhalte. Friederike gab er das Etui zurück, aber es war mit einer beträchtlichen Summe in Staatspapieren angefüllt. Ein kostbarer Ring glänzte an des Fräuleins Finger, den sie vorhin noch nicht getragen hatte. Der König trieb zur Eile.

Auf dem Korridor vor den königlichen Zimmern begegnete der an des Präfekten Seite schreitenden Friederike Kapitän Norcross, welcher sich, erhaltenem Befehl gemäß, zum König verfügen wollte.

»Wissen Sie schon, Kapitän?«, rief sie dem über ihre Anwesenheit an diesem Ort Erstaunten zu.

»Nichts weiß ich, gar nichts«, erwiderte er. »Ich lebe von Rätseln umgeben. Sagen Sie, ich beschwöre Sie! Was Sie über

mein Schicksal wissen, mein Fräulein!«

»Über das Ihre?«, sagte sie befremdet. »Wie soll ich zur Kenntnis Ihres Schicksals kommen? Ich ersuche Sie dringend, in einer Stunde bei mir zu sein. Da sollen Sie alles Außerordentliche erfahren, was sich in dieser Nacht zugetragen hat. Die Zeit drängt.« Und sie ließ den armen Norcroß, in neue Pein der Ungewissheit verstrickt, stehen.

Er wusste nicht, ob er weiter gehen sollte. Eine Verblüffung bemächtigte sich seiner, welche anfang, ihn gegen alles, was kommen konnte, gleichgültig zu machen, und sollte es auch das Schlimmste sein.

Anklage, Verhör und Entscheidung

Sobald Norcroß in das Vorgemach getreten war, ließ ihn der König in ein besonderes Zimmer führen, wo er allein blieb, bis ein Hauptmann der Garde hereintrat, ihm den Degen abforderte und ihn als Gefangenen in das Wohnzimmer des Königs führte. Dort sollte sein Erstaunen die höchste Stufe erklimmen. Als er die Augen auf die versammelten Menschen warf, erkannte er den Barbier und Perückenmacher Samuel Brondlov aus Barnet in Altengland, nebst dessen lieber Ehehälfte, Frau Elisabeth Brondlov und endlich beider Töchterlein. Herr Samuel schlug beim Anblick des in stolzer Würde hereintretenden Kapitäns die kleinen Augen zu Boden und zitterte ein wenig. Seine Lebensgefährtin warf ihm aus ihren grauen Katzenaugen einen wütenden Blick zu, der den armen Haarkünstler wieder einigermaßen in Ordnung brachte. Ein zweiter Blick galt dem Kapitän, und sie versuchte damit der Hoheit seines Wesens auf eine niederschmetternde Weise zu

begegnen. Sie wollte ihm durch diesen Blick, bei dessen Abschickung sie den langen kegelförmigen Kopf stolz in den Nacken warf, nicht allein die Spitze bieten. Nein! Sie wollte ihn damit sogar vernichten. Als sie den Seemann nicht also bald dem König zu Füßen fallen und um Gnade flehen sah, als nicht einmal die kleinste Spur von Verlegenheit in seinem Gesicht aufstieg, da fielen die hochgeschraubten Mienen der Frau Brondlov stark ab ins Gemeine und nahmen etwas Bissiges an, welches zu ihrem übrigen Wesen besser passte.

Der König beobachtete die Szene mit seinem scharfen Blicke und erhob die Stimme.

»Kapitän Norcroß, Ihr habt Euch mit einer Verwandten des gegenwärtigen Grafen Mörner verlobt und steht im Begriff, das Fräulein von Broke zu ehelichen. Ist dem also?«

»So ist es, Euer Majestät untertänigst zu dienen«, versetzte der Kapitän mit fester Stimme und unerschrockenem Mut. Auf der Stirn des Königs verschwand eine der strengen Falten.

»Nun aber tritt dieser Mann hier mit diesem Weib, welche er für seine Ehefrau ausgibt - er nennt sich Samuel Brondlov und ist seiner gerichtlichen Zeugnisse nach Bart- und Haarscherer zu Barnet in England - gegen Euch als Kläger mit der Behauptung auf, Ihr wäret bereits mit seiner Tochter verheiratet. Ihr seid also angeklagt, erstlich Euer Eheweib böswillig verlassen und zweitens eine Doppelehe tendiert zu haben. Bleibt Ihr bei Eurer Anklage, Samuel Brondlov?«

Der englische Barbier hatte bisher in einem angstvollen Brüten gestanden und von den Worten des Königs nicht vielmehr als den Schall vernommen. Der Respekt und die Gewalt des Gedankens, vor dem gefürchteten Monarchen Europas zu stehen, hatte seine Sinne dergestalt umnebelt, dass er kaum

Herr seiner selbst war. Plötzlich schreckte ihn sein laut ausgesprochener Name auf, dass sein gebeugtes Haupt wie von einem Schlag in die Höhe fuhr. Mit Mühe erhielt er sich auf den Füßen. Nun begann sein hochrot gewordener Kopf heftig zu arbeiten, seine Lippen bewegten sich konvulsivisch. Aber da ihm Angst und Bestürzung die Kehle zugeschnürt hatten, so vermochte er anfangs keinen Laut hervorzubringen. In seinem Gesicht zuckte und krampfte es. Sein ohnedies breiter Mund zerrte sich auseinander und schob seine unregelmäßige Öffnung bald auf die rechte, bald auf die linke Seite, gleichsam als wolle er sich selbst ins Ohr sagen, - und sei unschlüssig in welches - was er auf die königliche Rede, deren Sinn ihm vollends durch den Schrecken seines eigenen Namens verloren gegangen war, zu antworten habe. Endlich stiegen einzelne Töne aus dem Krater seines Mundes und gestalteten sich bald zu Worten. »Ew. großmächtigste Majestät ... mich alleruntertänigst in den Staub legend zu Höchstdero allerdurchlauchtesten Füßen.«

Seine Enehälfte hatte den König besser verstanden. Als sie ihren Mann also mit Schanden bestehen und gleichsam vergehen sah, wie Butter an der Sonne, hielt sie es nicht nur für ratsam, sondern auch für notwendig, ihm beizuspringen und das Recht, welches ihr seit ihrem Hochzeittag über ihn zustand, vor des Schwedenkönigs Thron geltend zu machen. »Freilich, freilich!«, rief sie eifernd. »Es ist wahr, die ganze abscheuliche Geschichte, und das ist ja auch der saubere Vogel, der uns von England durchgegangen ist. Ich will in meinem letzten Stündlein alles Trostes entbehren, wenn's nicht wahr ist. Ich will nicht selig sein, wenn's nicht wahr ist. Ich will gleich vor Euren sichtlichen Augen sterben, Herr König, wenn's nicht wahr ist. Ich will ...«

»Holla, Weib!«, donnerte der König dazwischen. »Seid Ihr von England gekommen, um mich mit Eurer Zunge aus meinem Königreich zu vertreiben? Ihr hättet daheimbleiben und sie auf Euren König loslassen sollen.«

Karls Gesicht hatte sich grimmig verzogen. Aber Frau Elisabeth Brondlov erschrak nicht davor, sondern schickte sich an, die Gegebenheiten zu erzählen, in Folge deren sie die Reise nach Schweden gemacht hatte. Aber der König verstopfte den gerade wieder aufgetanen Kanal ihrer Redegeschicklichkeit durch die an ihren Ehegespons gerichtete nicht minder laute Anrede.

»Samuel Brondlov, gebt Antwort! Besteht Ihr noch auf Eurer Anklage gegen den Kapitän John Norcroß?«

Da trat mit dem Licht der Erkenntnis auch die Barbiergelenkigkeit seiner Zunge wieder ein, und der Strom begann sich folgender Weise zu entladen.

»Ew. großmächtigster Majestät alleruntertänigster Knecht, ich Samuel Brondlov, Gildemeister der Chirurgie und Obermeister der Haarkräusler und Perückenmacher zu Barnet, habe die Ehre, die vornehmsten Einwohner unserer Stadt sowohl an Mund und Kinn, als auch an Scheitel und Schopf respektmäßig zu bedienen, sintemalen ich ohne Ruhm und Eitelkeit oder sanften sträflichen Eigenschaft zu vermelden mit Fug und Recht und allen Ernstes von mir zu sagen und zu behaupten mich erdreisten darf und solches zu tun auch gar nicht anstehe. Denn jeder Mensch fühlt seinen Wert, und wer sich selber ehrt, ist anderer Ehre wert, sodass ich also sagen kann, ich komme täglich und stündlich in die vornehmsten Häuser und habe freien Zutritt bei Herren und Damen, und unser Oberbürgermeister, Meister Arthur Schopson, sagt jedes Mal, so oft ich Hochdensenben beim Frühstück bediene:

›Samuel, ist's gefällig‹, und ich versetze jedes Mal: ›Ich danke untertänig Eure Gnaden.‹ Also dass ich damit sagen will, wie ich von den vornehmsten Leuten gewürdigt werde, welches ...«

›Ist der Kerl toll?«, rief der König und sprang vom Stuhl auf den Barbier los, dem ob dieser drohenden Bewegung das Wort stecken blieb. Frau Elisabeth, die in des Königs Augen etwas Unheimliches bemerkt hatte, welches ihr die Bewegung der königlichen Hände zu erklären schien, stürzte sich mit einem Angstgeschrei zwischen den vorschreitenden König und ihren rücklings laufenden Mann. Karl wich vor ihr wie vor einem Gespenst zurück, kehrte um und befahl einem der Reichsräte, den Barbier zu befragen. Dieser suchte den erschrockenen Mann wieder zu beschäftigen und verlangte, dass er die gegen den Kapitän Norcroß vorgebrachte Klage ihm nun ins Gesicht wiederholen solle.

Der Barbier fuhr fort: ›Ich wollte nur damit sagen, weil ich von soviel vornehmen Leuten gewürdigt werde, sie zu bedienen und zu unterhalten mit allerlei kurzweiligen Reden, dass ich doch ein wahrheitsliebender Mann sein muss. Denn wenn ich Lügen spräche, würde mich niemand in seinem Haus dulden, ich verlöre meine zahlreiche vornehme Kundschaft und wäre nicht Gildemeister und nicht Obermeister und nicht Stadtältester und auch nicht Vormund von den sechs unmündigen Kindern der Frau Mary Knight, Kaufmannswitwe an der Ecke der Goldspornstraße, gerade wo der Herr John Norcroß still hielt, als er gefangen auf das Pferd gebunden in Barnet eingeführt wurde, und die drei Kapitäne Carr, Doral und Gordon hinaus auf den Richtplatz gebracht und dekolliert wurden. Also sag' ich, muss auch meine Aussage wahr sein gegen diesen John Norcroß, welcher dort steht. Ich kenn' ihn

wohl. Er trug zwar damals noch keinen Schnauzbart und nicht einen solchen Rock. Vielmehr hatte er einen spanischen Kittel an und eine Halskrause, blanke Knöpfe saßen ihm auf der Brust. Er trug auch damals ...«

»Mann!«, donnerte der König nun wieder. »Seid Ihr des Teufels? Ihr überholt ja die Stockholmer Fischweiber in geflügelter Rede. Ich sage Euch jetzt ein für alle Mal, sprecht Ihr ein Wort mehr, als man Euch fragt, so lass' ich Euch aus dem Schloss, der Stadt und dem Land hinauswerfen! Darnach zu richten!«

Der eingeschüchterte Barbier schwieg wieder.

Der Reichsrat fragte: »Was habt Ihr gegen den Kapitän John Norcroß vorzubringen?«

Samuel Brondlov studierte, wie er sich kurzfassen wollte, und vergaß darüber die Antwort.

Seiner Frau wurde bange, und eh' sie sich's selbst versah, war sie mit der Antwort fertig: »Er hat unsere Tochter geehlicht und ist dann heimlich davongegangen.«

»Wollt Ihr schweigen, Weib!«, fuhr sie der König an.

»Ja, ja!«, rief der Barbier froh, sich der bündigen Kürze seiner Frau bedienen zu können, »er hat unsere Tochter geehlicht und ist dann davongegangen.«

»Was habt Ihr gegen diese Beschuldigung vorzubringen, Kapitän Norcroß?«, fragte der Staatsrat weiter.

»Dass sie eine unverschämte Lüge ist«, versetzte dieser ruhig.

»Eine Lüge! Eine unverschämte Lüge!«, rief Samuel und kreischte Elisabeth Brondlov zu gleicher Zeit. »Meine sämtlichen Kunden sollen mir beweisen, dass ich keine Lüge sage.«
»Wer wagt es, ungestraft Elisabeth Brondlov unverschämt zu nennen? Ich bin so verschämt, wie irgendeine Frau, die

Scham hat, und habe in reicher Leute Häuser gedient. Miss Palmerston soll mir bezeugen, ob ich Scham habe oder nicht. Ich bin nicht unverschämt.«

»Ruhe!«, rief der König und rasselte an seinem eisernen Degen. »Kapitän, es handelt sich hier um Beweise für das Pro oder Kontra. Es liegt noch eine andere schwerere Beschuldigung gegen Euch vor. Mit der vor Euch stehenden Familie Brondlov ist noch eine vornehme Dame nach Stockholm gekommen, Miss Rosamunde Palmerston genannt. Diese Dame hat in vergangener Nacht von einem Fremden ermordet werden sollen, der mit am Bord Eures Schiffes gewesen ist, und mit welchem Ihr in Folge der bereits gerichtlich verfüigten Aussage Eurer eignen Leute auf der Fregatte *Graf Mörner* in einem geheimnisvoll vertrauten Umgang gestanden habt. Der Kammerdiener jener Dame ist durch einen Messerschnitt wirklich getötet, die Dame selbst durch einen Pistolenschuss jenes Fremden, welchen man auf Eurem Schiff unter dem Namen Joseph Flaxmann gekannt hat, verwundet worden. Diese verdächtige Mannsperson ist übrigens von Eurem Lieutenant und Eurem Schiffschirurgus der Hexerei, Zauberei und bösen Kunst beschuldigt worden, mit welcher der Mensch Euch beredet hat, eine vornehme Dame von der Insel Seeland zu rauben. Diesen Mann nun, behauptet gegenwärtiger Samuel Brondlov, hättet Ihr zur Ermordung der Dame Palmerston, seiner Frau und seines Kindes gedungen, weil Ihr, von ihrem Hiersein unterrichtet, sie alle Euch hättet wollen vom Halse schaffen. Deshalb hättet Ihr auch jenen Fremden nicht im Hafen abgesetzt, sondern in einem Boot sogleich zur Stadt bringen lassen. Dort habe er Logis bei einer Frau gesucht, bei welcher Brondlov mit Familie und Herrin schon gewohnt haben. Als er Selbiges nicht da erhalten hatte, habe er es gegenüber

genommen, sei nach Mitternacht über die Straße ins Haus und in ihre Zimmer geschlichen, habe den Kammerdiener ermordet, nach der Dame geschossen und sei so erwischt worden, während seine Helfershelfer entsprungen seien.«

Norcroß stand sprachlos vor Erstaunen, teils über die erschrecklichen Dinge, welche sich mit seinem Freund in dieser Nacht zugetragen, teils über die unerhörten Beschuldigungen, welche man auf sein Haupt häufte. Was aber seine Verwirrung aufs Äußerste trieb, war der milde Ton, mit welchem der König diese grässlichen Dinge gesprochen, und das schier lächelnde Gesicht, welches Karl, sonst selten freundlich, zu diesen Worten gemacht hatte.

»Ew. Majestät«, sagte er, »wenn ich nicht diejenige Fassung behaupte, welche einem Mann seinem König und Herrn gegenüber geziemt, so siehe ich, Höchstdieselben möchten diesen Umstand nicht etwa einer vorhandenen Schuld, sondern allein der Verwicklung zuzuschreiben, in welche ich durch die Verbindung zweier ganz verschiedener Dinge geraten bin, die Gnade haben. Erlauben mir, Eure Majestät, dass ich zuerst von diesen Leuten, dann von jenem Fremden reden darf, welchen man mit großem Unrecht soviel böser Dinge beschuldigt.«

Der Kapitän sprach hierauf mit Ordnung und Klarheit von den Verfolgungen, welche er als Anhänger der Stuarts in England auszustehen gehabt habe, wie er in Barnet gefangen genommen und durch Frau Brondlov befreit worden sei.

»Ich erfuhr bald«, redete er weiter, »dass Frau Elisabeth Brondlov nur das Werkzeug der Miss Palmerston sei, und ich eigentlich dieser Dame, welche ich früher in London gekannt und die meinetwegen von dort nach Barnet gekommen sei, meine Erlösung zu danken habe. Sie verlangte für ihr Werk,

was ein nichtswürdiges Weib von einem Mann verlangt. Frau Brondlov beehrte für ihr Teil, dass ich jenes Geschöpf heiraten sollte, welches Ew. Majestät durch die kleinste Prüfung als unfähig finden werden, jemals einem Mann angehören zu können, der sich nur etwas über das Vieh erhoben hat. Ich versprach damals alles, denn ich war gezwungen dazu. Hätte ich nicht Ehe und noch mehr in die Hände meiner Befreier gelobt, so würden sie keinen Augenblick angestanden haben, mich zu verraten und meinen Mördern wieder auszuliefern. Ich versprach also, was sie versprochen haben wollten, und sah mich nach der Flucht um, die mir auch gelang. Dies ist mein Verhältnis zu diesen Leuten.«

»Ein gezwungener Eid tut Gott leid!«, sprach der König entschuldigend. »Und kein Priester hat Euch eingesegnet mit jenem Mädchen?«

»Eher hätte ich mein Leben gelassen, als mich mit diesem Geschöpf priesterlich zusammengeben zu lassen. Die Religion ist mir kein Spott.«

»Geschöpf?«, fuhr Frau Elisabeth wieder hitzig heraus. »Unsere Tochter ist ehrlicher Leute Kind und kein Geschöpf.«

Durch diese Expektoration seiner Frau ermutigt, rief auch Samuel: »Der Obermeister und Stadtälteste, Samuel Brondlov hat kein Geschöpf gezeugt, Herr! Ihr mögt Gottes oder des Teufels Geschöpf sein, Fanny ist mein Kind. Verstanden? Denn wie ich Euch schon gesagt und gehörigermaßen in allen Punkten und Umständen auseinandergesetzt, auch erklärt habe, meine hoch zuverehrenden Kunden und sonstigen Freunde, welche ...«

»Ruhe! Oder ich lasse Euch das Maul mit einem Spund verkeilen!«, rief der König.

»Womit, Kapitän Norcroß, könnt Ihr beweisen, dass Ihr

nicht mit diesem Mädchen, Fanny Brondlov ehelich verbunden seid?«

»Ich habe keine Beweise in Händen, Majestät. Aber mein erhabener und gerechter König wird mich auch ohne dieselben nicht verdammen. Ich bitte daher untertänigst, um meine Unschuld an den Tag zu bringen, diese Leute einzeln über die Umstände meiner angeblichen Verhelichung vernehmen zu lassen. Vielleicht ergibt sich schon aus einer möglichen Verschiedenheit ihrer Aussagen die Lüge. Ferner bitte ich auch jene Dame, Miss Rosamunde Palmerston, welche doch eigentlich die Triebfeder dieser ganzen Maschinerie ist, gerichtlich inquirieren zu lassen. Hinsichtlich ihrer werde ich noch besondere Punkte angeben.«

»Gut gesprochen, Kapitän!«, sagte der König mit einem huldvollen Blick. »Man bringe jedes dieser beiden Eheleute in ein besonderes Zimmer. Die Tochter, als Hauptperson bei dem Handel, soll zuerst verhört werden.«

»Was?«, kreischte die Frau auf, indem ihre Augen rollten und ihre Hände sich einwärts krümmten, wie die Klaue des Tigers, wenn er auf seinen Raub zu stürzen im Begriff ist. »Was? Man will mich von meinem Kind reißen? Man will mir mein Kind rauben? Man tut uns Gewalt an! Gewalt! Gewalt! Und du, Rabenvater, willst dir dein Kind nehmen lassen und dazu schweigen? Du elender Mensch! Da steht der Angsthase, der Einfaltspinsel, und zittert an allen Gliedern. Was zagst du, Dummbart? Ist der König von Schweden der liebe Herrgott? Und wenn er es wäre, so brauchtest du dich nicht zu fürchten. Aber du bist ein erbärmlicher Mann und ich glaube selbst nun, was du so oft behauptet hast. Du bist so wenig Vater zu meiner Tochter, wie zu meinem Sohn, den ich der Welt schenkte, eh' ich dich Schafsgesicht noch gesehen hatte.«

Des Königs Gesicht verzog sich zum Lachen; eine Seltenheit am zwölften Karl von Schweden.

»Ihr sollt beim Verhör Eurer teuren Leibesfrucht zugegen sein, Frau. Doch steht Ihr in jener Ecke, wo Euch Eure Tochter nicht sehen kann. Untersteht Ihr Euch aber, ein einziges Wort zu reden, so lass' ich Euch durch Gardesoldaten hinauswerfen. Der Mann soll allein gehen.«

Durch die erfolgreiche Widersetzlichkeit seiner Lebensgefährtin mit neuem Mut beseelt, erwiderte der Barbier: »Ew. großmächtigste Majestät werden mir, Höchstdero armseligem Knecht, huldreichst erlauben, bei meiner geliebten Familie zu bleiben, mit welcher ich aus keinem anderen Grund übers Meer gefahren bin, um stets in ihrer mir sehr wohltätigen Nähe zu sein, und mich von meinen hoch zuverehrenden Kunden allen getrennt und losgesagt und sie sämtlich - und es sind mir sehr teure und sehr ehrenwerte Häupter darunter - dem Messer und der Schere, dem Kamm und dem Brenneisen meiner beiden Gesellen anvertraut habe, dem William Onslov nämlich, das ist der Älteste und dem John ...«

»Bleibt, bleibt in Teufels Namen!«, rief der König dazwischen, der nun wohl einsah, dass Samuel Brondlov, hatte er einmal das Wort ergriffen, nicht fertig werden konnte und davon weggerissen werden musste, wie ein gieriger Zecher von der Weinkanne. Auf des Königs Wink wurde der Barbier in die eine Ecke, die Frau in die andere des Hintergrundes gestellt, zwischen beide eine spanische Wand geschoben und vor jedes ein Paar handfeste Gardisten gepflanzt. Das Mädchen stand zitternd und bebend noch im Vordergrund allein vor dem König.

»Kennt Ihr den dort stehenden John Norcroß, Weib?«, fragte sie der König barsch.

»Ja!«, versetzte eine bebende Stimme, die man zum ersten Mal vernahm.

»Wo habt Ihr ihn kennengelernt?«

»In meiner Eltern Haus, wo er sich fünf Tage verborgen hielt, bis er entflohen war.«

»Ist er unterdessen Euer Ehemann geworden?«

»Meine Mutter hat es gesagt.«

»Ihr sollt nicht sagen, was Eure Mutter gesagt hat, sondern was Ihr selbst wisst. So Ihr aber eine Lüge sagt, lass ich Euch vom Henker ausstäuben.«

»Ach, lieber Herr König. Ich will ja die Wahrheit sagen.«

»Also hat Euch jener Mann als sein Weib erkannt?«

»Ich weiß nicht, ob er mich wiedererkannt hat. Das fragt ihn doch. Er wird Euch besser darauf antworten. Er hat sich damals wenig mit mir zu schaffen gemacht, und so kann ich nicht wissen, ob er sich meiner noch erinnert.«

Die Umstehenden lachten über die Einfalt.

»Seid Ihr durch eines Priesters Segen ehelich mit ihm verbunden?«

»Die Mutter sagt es. Ich weiß es nicht.«

»Nun hat Euch denn kein Priester zusammengegeben?«

»Es kam kein Priester in unser Haus.«

Nun erhob Frau Elisabeth trotz des Verbots ihre Stimme: »Aber du bist nachts in die Sophienkirche mit ihm gegangen und dort wurdet ihr ja kopuliert.«

»Werft das Weib hinaus!«, herrschte der König.

»Das Kind hat vor Angst und Schrecken alles Gedächtnis verloren. Das arme Weibchen wird mir draufgehen. Besinne dich doch, Fanny!« polterte die Frau Elisabeth unter den Händen der Gardisten.

»Hinaus mit ihr!«, rief der König mit Löwenstimme.

»Eher lass ich mich zerreißen, als von meinem Kinde bringen. Der Schwarzkünstler hat mir die Fanny verhext, den der Kapitän Norcroß mit auf dem Schiff gehabt hatte. Mein Kind hat keinen Verstand mehr. Ihre Aussagen gelten nichts. Lasst mich los, ihr ungeschlachteten Bärenhäuter! Lasst mich frei, ihr Schlingel, oder ich kratze euch die Augen aus. O weh mein Arm! Ihr reißt mir die Glieder aus, ihr Unmenschen! O mein Kind, mein Kind! Samuel! Samuel, du lässt mir Gewalt antun? Du elender Mann, du Schandbalg, leidest, dass man deinem rechtschaffenen Weibe also schimpflich begegne? Meine Fanny, Fanny!«

Ihre kreischende Stimme verhallte in den Vorsälen, durch welche sie von den unbarmherzigen Soldaten geschleppt wurde.

Samuel zitterte wieder wie Espenlaub, seine Lippen wurden abermals von konvulsivischen Zuckungen heimgesucht, doch wagte er diesmal nicht zu sprechen. Die grimmigen Gesichter und noch grimmigeren Schwerter der Gardisten vor ihm hatten eine noch niederschlagendere Kraft wie die Stimme seiner Frau eine aufregende für ihn hatte.

»Seid Ihr wirklich in der Kirche nachts mit jenem Manne in der Zeit, während welcher er sich in Euer Eltern Haus aufhielt, durch eines Priesters Hand getraut worden, und habt Ihr die schriftlichen Zeugnisse darüber?«

»Ich weiß es nicht!«, versetzte die Einfältige.

»Ihr werdet doch wissen, was Ihr in jener Nacht getan habt?«

»Ich habe alle Nächte geschlafen.«

»Und seid nie des Nachts ausgegangen?«

»Nein.«

»So seid Ihr auch nicht jenes Mannes Weib?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wisst Ihr denn auch den Unterschied zwischen einer Jungfer und einer Ehefrau nicht?«

»Nein.«

»So behüt' Euch Gott! Nehmt dort den leeren Platz Eurer Mutter ein. Man bringe den Samuel!«

»Behauptet Ihr noch ferner, dass Eure Tochter des Kapitäns Norcroß eheliches Weib sei?«

»Großmächtigste Majestät halten zu Gnaden Höchstdero geringstem Knecht, dieses, mein Kind leidet seit einer Reihe von Jahren an einem Kopfübel, welches wir Mediziner *lapsus cephalicus* zu nennen pflegen, und welches stets einen starken *defectum memoriae* mit sich zu bringen pflegt. Dem zufolge weiß das arme Mädchen nicht, was es gestern getan hat, denn es ist in derlei Krankheitsfällen bekannt, dass ...«

»Ich frage Euch, Mann, ob Ihr, Ihr selbst etwas von der Trauung Eurer Tochter wisst, ob Ihr dabei gegenwärtig gewesen seid?«

»Ew. großmächtigsten Majestät alleruntertänigst zu dienen, muss ich schuldigermaßen bekennen, dass ich von demselben Übel befallen bin, und es meiner Tochter aufgeerbt habe. Man findet in *praxi medica* gar oft Fälle, dass der Vater all seine Krankheiten oder auch nur ein einziges Übel auf eins oder alle seine Kinder ...«

»Ihr wisst also nichts von einer Trauung Eurer Tochter?«

»Ew. Majestät alleruntertänigster Knecht kann sich wegen Gedächtnisschwäche nicht darauf besinnen! Sintemalen, wie schon bemerkt ...«

»Tretet wieder in Eure Ecke! Man führe die Frau herein!«

Frau Elisabeth wurde gebracht. Mit verweinten Augen trat sie vor dem König. Sie hatte sich aufs Bitten gelegt.

»Weder Euer Mann noch Eure Tochter wissen etwas von einer priesterlichen Einsegnung derselben mit gegenwärtigem Kapitän Norcroß. Euer Mann hat schon bekannt, dass die ganze Sache von Euch erfunden sei, um Eurer Tochter einen Mann zu verschaffen, entweder den Norcroß selbst oder durch die Summe, mit welcher er sich loskaufen soll, einen anderen.«

Die wehmütige Stimmung der Frau Elisabeth verwandelte sich schnell wieder in eine wütende. Die Arme in die Seite setzend, Augen und Mund weit aufreißend, kreischte sie aus vollem Halse: »Hat er das gesagt, der Schandbalg? So ein verstoffener Bartkratzer! Er hat sich den Verstand mit Branntwein weggespült. Der Schurke! Was kann er über mein Kind sagen? Er hat so wenig Anteil an meiner Tochter, wie ich an Euch, Herr König. Der hochwürdige Oberpfarrer, Meister Blomfield, der damals zweiter Diakon war, ist meiner Fanny Vater; das Ihr's wisst! Und der Barbier soll mir kein Wörtchen über sie sagen, sonst kratz' ich ihn!«

Nun verlor der an seiner Vater- und Hausehre so hart gekränkte Manu alle angeborene und angelernte Geduld. Der grimmigste Eifer, welcher durch seine Seele wie eine glühende Eisenstange fuhr, ließ ihn sogar einmal alle Umständlichkeit vergessen. Er erhob seine Stimme wie ein brüllender Stier, rufend: »Lasst mich reden! Lasst mich reden, große Majestät von Schweden!«

»Redet!«, versetzte Karl.

Der Barbier wurde vorgeführt und seiner Enehälfte gegenübergestellt, welche bei seinem Anblick wieder von ihrer Katzennatur besagen wurde. Ihre lang benagelten Finger krümmten sich einwärts, ihr Körper bog sich vorwärts, und wenn sie die Gardisten nicht mit den Gefäßen ihrer Säbel zu-

rückgestoßen hätten, sie würde in Gegenwart des Königs über ihren Mann hergefallen sein und ihn zerzaust haben.

»Ew. Majestät will ich nun die pure Wahrheit bekennen«, sprach der Barbier hastig und ungewohnter Weise um Blicke und Gebärden seiner Frau ganz unbekümmert. »Ihre Tochter, der Bankert, ist nicht mit jenem Kapitän getraut, nicht einmal verlobt. Er versprach nur das Mädchen zu heiraten, weil ihn mein Weib - pfui! Sie ist mein Weib nicht mehr - weil ihn diese Person da sonst wieder ins Gefängnis hätte bringen lassen. Nachher entfloh er. Der ganze saubere Handel war von der schlechten Miss Palmerston angestellt worden, deren Amme jene Person gewesen ist. Denn schon ehe ich sie ehelichte, hatte sie einen Knaben. Ich hätte sie auch nicht geheiratet, wenn der Lord Palmerston sie nicht gut ausgestattet hätte. Die Miss versprach viel Geld, wenn wir den Kapitän zur Heirat mit unserer - nicht mit unserer, sondern mit ihrer Tochter brächten, sie wollte ihn dann auf eins ihrer Güter setzen und was weiß ich mit ihm machen. Die Miss war es auch, welche uns zur Reise nach Schweden überredete und alle Kosten derselben getragen hat, denn wir armen Leute hatten ja kein Geld zu solch einer Reise und wussten auch nicht, wohin Herr Norcroß gekommen war. Sie hatte es aber bald erfahren und erzählte uns, er sei bei Ew. Majestät in große Gunst gekommen und es sei nun Zeit, ihn aufzusuchen und zu verklagen. Sie schwur hoch und teuer, dass sie ihn nun eben so sehr hasse und zu verderben wünsche, wie sie ihn erst geliebt habe. Aber die Heirat zwischen meiner Tochter - pfui Samuel! Es ist nicht dein Kind - die Heirat wollt' ich sagen zwischen diesem Bankert und Kapitän Norcroß ist erlogen, und den falschen Trauschein, mit welchem jene Person die Verbindung beweisen will, hat der Oberpfarrer Blomfield ausge-

stellt, welcher nach ihrer eigenen Aussage des Mädchens Vater ist.«

Die Frau hatte die Rede des Mannes oft mit Schimpfworten und unsinnigen Protestationen unterbrochen und ihn unaufhörlich Lügen gestraft. Es half sogar wenig, dass ihr die Gardisten auf des Königs Wink den Mund zuhielten, denn sie wusste sich mit Gewandtheit von der Fessel zu befreien. Selbst die einfältige Tochter ließ ihre Stimme ertönen und belegte den Barbier mit allerlei Ehrentiteln als Rückwirkung des von ihm empfangenen Bankerts. Mitten im heißen Zungengefecht der Frau rief sie plötzlich zum König gewandt: »Und meine Tochter ist dumm, sie hat keinen rechten Verstand. Sie weiß nicht, was sie tut und sagt. Ich aber muss wissen, dass sie mit dem Norcroß verhehelicht ist, und ich weiß es und meine Zeugnisse beweisen es.«

»Ich bin nicht dumm. Ich habe meinen Verstand so gut wie eine«, versetzte die Tochter endlich auch in Eifer geratend. »Die Miss und meine Muster haben mich beredet, Lügen auszusagen. Ich bin nicht mit dem Kapitän Norcroß verheiratet.«

»O, du Schindmähre!«, spie Frau Elisabeth und wollte sich auf die Tochter stürzen.

»Hinaus mit ihnen!«, donnerte der König, und einen Augenblick darauf war das Zimmer mit Gardisten ausgefüllt, welche die tobende Barbiersfamilie aus dem Gelass des Schlosses brachten.

»Ihr seid gerechtfertigt, Kapitän«, wandte sich der König an Norcroß, der einen stummen Zuschauer dieser Szene abgegeben hatte.

»Noch nicht ganz, Ew. Majestät«, versetzte dieser. »Mein Verhältnis zu jenem Fremden, der in dieser Nacht ...«

»Kanntet Ihr diesen jungen Mann?«

»Er war ein unglücklicher Anhänger des Prätendenten, ein Lord Palmerston und der Bruder des schändlichen Frauenzimmers, welches mich mit seiner unedlen Rache verfolgt. Ein Portefeuille, welches er auf der bloßen Brust trägt, wird Ew. Majestät von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen.«

»Saht Ihr jemals den Inhalt dieses Portefeuilles?«

»Nein, Majestät. Ich weiß nichts weiter, als was er mir anverstaubt hat. Da ich aber seine Familienverhältnisse ziemlich genau kenne, so waltet in mir nicht der geringste Zweifel, dass er der wirklich ist, für den er sich ausgibt.«

»Wie seid Ihr zu diesem Mann gekommen und was veranlasste Euch, ihn mit einer dänischen Dame, welche Ihr auch an Bord hattet, auf einem Boot heimlich in die Stadt führen zu lassen?«

Norcroß sah, dass nun nicht mehr auszuweichen war, und erzählte frei und ohne Hehl den ganzen Verlauf der Sache. »Wenn ich gefehlt habe«, schloss er, »so hat mich meine untilgbare Anhänglichkeit an die vertriebene Königsfamilie dazu verleitet. Lord Palmerston gelobte mir, sich Ew. Majestät zu Füßen zu werfen und Höchstdieselben für ein Unternehmen zu gewinnen, an welchem meine ganze Seele hängt, für welches auch die seine hoch entflammt war, nämlich den Prätendenten wieder in sein Reich und seine uralten Königsrechte einzusetzen. Wir wussten, Ew. Majestät würden diesem Plan nicht ganz abgeneigt sein, und da mir Lord Palmerston zuschwur, er werde nicht eher imstande sein, etwas zu handeln oder zu denken, bevor er nicht im Besitz jenes spröden Mädchens sei, so entschloss ich mich kurz, seinem Vorschlag Gehör zu geben und das Fräulein von Gabel zu rauben.«

»Ein kühner Streich, bei Gott und Ehre!«, versetzte der König mit einem Beifallsblick. »Und wenn ich böse auf Euch ge-

wesen wäre, so würde mich die Kühnheit Eurer Tat besänftigt haben. Und Lord Palmerston wusste so wenig von der Anwesenheit seiner Schwester in Stockholm wie Ihr?»

»Eben so wenig. Er bestieg das Boot allein, um das Fräulein von Gabel zu begleiten, und ihre Entfernung war die Folge seiner Gemütsänderung und der ebenfalls daraus entspringenden Besorgnis aller, Ew. Majestät möchten über die Dame an Bord der Fregatte ungehalten sein.«

Der König, in allen Herzensangelegenheiten unbewandert, konnte das veränderte Verhältnis nicht recht begreifen, und Norcroß musste alles noch einmal umständlich erzählen. Zuletzt blieb es im Dunkeln, wie der Lord zum Mörder des Kammerdieners und seiner Schwester geworden sei. Aber so sehr auch dem König an der Kenntnis der Wahrheit gelegen zu sein schien, so musste doch hier ein ganz besonderer Umstand obwalten. Denn er befahl eben so wenig, den Lord darüber zu vernehmen, wie er selbst sich geneigt zeigte, ein Zwiegespräch mit demselben zu halten. Es blieb beim Befehl, ihn so schnell wie möglich aus der Stadt zu schaffen.

»Führen Sie den Kapitän nur immerhin wieder zu seiner Braut«, sagte der König zum Grafen Mörner, »wir haben ihn in einem falschen Verdacht gehabt, und müssen schon etwas tun, wieder gut zu machen, was wir bei ihm versehen haben. Kommt Nachmittag wieder, Kapitän. Ihr habt mir noch nicht erzählt, wie Ihr den Dänen durch den Sund entwischt seid.«

»Mit englischer Flagge, meiner englischen Uniform und meiner englischen Suade, Majestät. Sie hatten keine Ahnung von meinem schwedischen Sinn.«

»Nun, wie Ihr in die Ostsee gekommen seid, werdet Ihr wohl auch wieder hinauskommen. Künftig aber sollt ihr in Mastrand anlegen, wo Eure Prisen liegen. Ihr habt Euch tap-

fer gehalten. Der Gouverneur Godenhielm macht große Lobeserhebungen von Euch. Ihr besitzt meine ganze Zufriedenheit.«

»Ich bin stolz darauf.«

»Nun geht nur zur Braut, denn ohne Weiber könnt Ihr doch einmal nicht leben.«

»Ich beurlaube mich.«

Am Arm des Grafen Mörner entfernte sich der glückliche Norcroß, für den sich alte Wirrsale, in welche er sich plötzlich verstrickt gesehen, so genügend gelöst hatten.

Der König ging aber noch lange hastigen Schrittes durch seine einsamen Gemächer, sein Geist schien mit einer wichtigen Angelegenheit beschäftigt.

Die höchste und letzte Ehre

Gegen Abend desselben Tages war es in der Schank- und Barbierstube der Frau Ankarfield voll. Die Wirtin selbst saß in ihrem Lehnstuhl. Der Schrecken der vergangenen Nacht hatte ihrer Gesundheit geschadet. Sie fühlte sich unwohl und war sichtlich verfallen. Vor ihr saß der Schiffschirurgus Habermann und fühlte ihr den Puls mit besorgter Miene. Auf dem Tisch eine Teekanne, eine Schachtel mit Pillen, eine Büchse mit Latwerge, eine Flasche voll Medizin, ein Päckchen Pulver. In einiger Entfernung sah man eine stattliche Klistierspritze, einen Aderlassschnäpper, Schröpfköpfe, Bindezeug und Pflaster. Den übrigen Raum der Stube hatte meist die Schiffsmannschaft des *Graf Mörner* gefüllt, aus Neugierde, um Näheres über die Vorfälle der verwichenen Nacht zu erfahren, bei denen sie gewissermaßen sich alle beteiligt fühl-

ten. Auf der Ofenbank in der Ecke hatte sich Samuel Brondlov zusammengekauert, und während sich alle lebhaft unterhielten, sprach er, der so gern sprach, mit niemand. Er schien im tiefen Nachdenken über sein ferneres Schicksal begriffen zu sein, denn sowohl Miss Palmerston als auch Frau Elisabeth Brondlov und sogar Fanny, ihre Tochter, hatten ihm wissen lassen, er wöge sich nicht wieder unterstehen, der einen oder der anderen unter die Augen zu kommen, möchte nicht daran denken, die Reise nach England wieder zurückzukehren, möchte sich nicht schmeicheln, von ihnen jemals wieder einen Bissen Brot zu erhalten. Da saß der geschlagene Mann nun in der Verzweiflung seines Herzens und verwünschte für sich, dass er die unvorsichtige Kühnheit gehabt hatte, seiner Frau zu widersprechen und nicht zu tun und zu sagen, wie sie ihm anbefohlen hatte. Ihm leuchtete ihre wohlmeinende Absicht immer deutlicher ein. Was half es ihm denn, dass er die Wahrheit geredet hatte? War er nicht dadurch elend geworden? Fühlte er sich nicht von Gott und den Menschen verlassen? War es ein Wunder, wenn sein sonst so geschwätziger Mund verstummte und er einem Leichnam glich? Ebenrang er mit dem Entschluss, die Stiege gegen den harten Befehl seiner ewigen Verbannung zu erklimmen und auf den Knien in das Zimmer der Miss zu rutschen, an deren Bett Frau und Tochter zu vermuten waren, und flehentlichst um Vergebung seiner Schuld zu jammern. Nur die Furcht hielt ihn noch zurück, statt einer günstigen Antwort eine üble Bedienung von den Nägeln seiner Eehälfte zu erhalten. Endlich wurde er vom Lieutenant Gad dringend aufgefordert, zu erzählen, was er von dem Unglück der vergangenen Nacht wisse, und so tat er denn seinen Mund auf. Als das Brunnlein seiner Rede erst im Zuge war, sprang es reichlich und konnte

kein Ende finden, den angeblichen Mörder recht verrucht zu schildern, wobei er nicht verfehlte, einige Unwahrheiten, Entstellungen und Vergrößerungen mit einfließen zu lassen. Dem Lieutenant wurde dadurch das Herz gelabt, und er rief endlich seelenvergnügt: »Hab' ich's nicht immer gesagt, dass er ein Teufelsbraten ist, ein verseuchter Schwarzkünstler und Hexenmeister? Wie anders wäre er denn in das Haus gekommen, wenn er nicht Schloss und Riegel aufgehext hätte? Aber seine Zeit und Stunde ist gekommen, und der Teufel hat ihn verlassen.«

»Ihr irrt sehr, Herr Lieutenant, wenn Ihr glaubt, mit dem Mörder sei es aus«, sagte ein Schiffsmann von einem anderen Schiff, welcher mit einigen seiner Kameraden noch nicht lange da war. »Schon vor vier Stunden kam er frank und frei mit dem Lieutenant Rosenpalm in den Hafen, bestieg eine Schaluppe mit ihm und stach in See. Man sagte allgemein, es geschehe auf ausdrücklichen Befehl des Königs.«

»Das ist nicht möglich!«, rief Gad.

»Erkundigt Euch, wo Ihr wollt. Meine Kameraden werden meine Aussage bestätigen.«

Diese taten es.

»Mit Verlaub, Frau Ebba, schickt doch einmal hinauf zum Fräulein«, sagte Meister Habermann zur kranken Wirtin - denn beide hatten das Gespräch mit angehört - »und lasst sie fragen, ob sie etwas von der Befreiung des Mörders weiß.«

Der kleine Sohn und Kellner wurde geschickt und kehrte gleich darauf mit der Nachricht zurück: Der Fremde sei für unschuldig befunden und sogleich freigelassen worden.

Alle schüttelten die Köpfe, und Gad fuhr endlich ärgerlich heraus: »Da dem wirklich also ist, so hat er seine Freiheit durch nichts weiter als seine höllischen Zauberkünste erlangt

und den König selbst behext. Und dass er ein Hexenmann war, davon haben wir die deutlichsten Beweise gehabt.«

»Ach, Gott im Himmel! Meine Ehre! Meine Ehre!«, seufzte die Barbierswitwe aus tiefer Brust. »Einen Zauberer, Schwarzkünstler, Mord in meinem ehrlichen Haus durch die Hand eines Hexers! Meine Ehre ist für ewig dahin. Und Ihr, Meister Habermann, habt mich darum betrogen. Die Ehre ist das höchste Gut, und um das habt Ihr mich allein gebracht.«

»Mit Verlaub zu fragen«, versetzte der Schiffschirurgus , »wie versteht Ihr das, Frau Ankarfield?« »Habt Ihr nicht erst gewusst, dass jener Mann mittels der Schwarzen Kunst übernatürliche Dinge verrichtet? Und diesen Mann schickt Ihr mir, Eurer vieljährigen Freundin, ins Haus, Eurer Freundin, von der Ihr doch wisst, dass ihr die Ehre über alles geht? Womit habe ich solche Schmach von Euch erworben, Meister Habermann? Oder hat's mein seliger Mann an Euch verdient, dass Ihr seine Witwe und Kinder um Ehre und Reputation bringt? Ach, Meister Habermann, ich kann die Schande nicht überleben! Sie brennt mir wie Kohlen auf der Seele. Hab' ich denn schon zu lange gelebt, dass Ihr meine Tage also mit allem Fleiß verkürzt?«

Der Schiffschirurgus rutschte in großer Verlegenheit auf dem Stuhl hin und her, und ungeheure Schweißtropfen quollen aus seiner kupferroten Stirn. Er hatte abermals das Unglück, in ein doppeltes Feuer zu geraten, denn die empfindlichen Vorwürfe seiner alten Freundin waren es nicht allein, die ihm den heftigen Schweißerguss zuwege brachten. Andere quälende Gedanken setzten ihm noch gewaltiger zu. In Folge deren ließ er sich also vernehmen: »Mit Verlaub, Frau Ankarfield, von Eurer Ehre ist Euch kein Haarbreit entwendet worden. Ihr habt bis diese Stunde noch das reiche Gut zu-

sammen, welches Ihr zu Lebzeiten Eures Eheherrn gehabt, wo ich schon Euer Freund war. Aber ich weiß, mit Verlaub zu melden, einen Mann, der durch die Befreiung und eilige Abreise dieses Magiers mehr verloren hat als seine Ehre, mehr als sein Leben. Ach! Und dieser Mann ist Gott erbarm's kein anderer als Johann Gabriel Habermann, Euer gehorsamer Diener.«

»Und was könnte es Höheres geben als die Ehre?«, fragte die Kranke.

»Die Waffensalbe und das sympathetische Wundwasser!«, platzte der Chirurgus heraus. »von beiden hatte er mir die Zubereitung zu lehren versprochen, und nun ist er fort, und ich bin, mit Verlaub zu sagen, um meine schönsten Lebenshoffnungen betrogen. O, ich unglückseliger Mann!«

Die kranke Wirtin sah ihn groß an und rief dann mit einem wenig verhehlten Abscheu: »Also habt Ihr mit dem Teufelsbraten auch in Verbindung gestanden und Eure arme Seele dem Teufel verschreiben wollen, vielleicht gar schon verschrieben? Und Ihr wagt's, mein Haus zu betreten, mir ein Medikament zu reichen? Fort! Fort! Meine Ehre! Ihr seid mein Ehrendieb! Fort! Fort!«

Die kranke Frau war in große Heftigkeit geraten, und alle Anwesenden erwarteten mit stummen Staunen, wohinaus das wolle. In diesem Augenblick ging die Tür auf, und der Kapitän Norcroß trat mit zwei anderen Männern herein, die, gleich ihm, in Mäntel gehüllt waren. Die Schiffsmannschaft begrüßte den Kapitän ehrerbietig. Im entstellten Gesicht der Frau Ankarfield zeigte sich wieder ein milder Zug, als sie hörte, dass ihr der berühmte Kaperkapitän Norcroß die Ehre antue, bei ihr einzukehren. Sie bekamplimentierte die neuen Gäste nach aller Form und fragte so freundlich, wie es ihr Ge-

mütszustand erlaubte.

»Was ist meinen hoch zuverehrenden Herren gefällig? Wollt Ihr mir die Ehre antun, Euch von mir rasieren zu lassen, Herr Kapitän, so habt die Gnade, Euch auf jenen Sessel niederzulassen. Ich werde gleich meine Schuldigkeit verrichten.«

»Mit Verlaub, Kapitän, ich kann Euch auf Schifferparole versichern«, sagte der Schiffschirurgus, »dass Frau Ankarfield das zarteste Messer führt, was je in eines Mannes Gesicht gekommen ist. Als Mann von Fach muss ich das verstehen. Wenn Ihr Euch ein Delicium machen wollt, so lasst Euch von ihr bedienen. Ihr werdet mir zugestehen, dass ich Euch den Bart abzunehmen weiß, als ob er erst in Mandelmilch gesotten wäre, aber Ehre, dem Ehre gebührt. Der Frau Ankarfield stehe ich mit Freuden nach und Ihr werdet mir beistimmen, dass ihr Messer den Vorrang vor dem meinen und allen Messern der Welt verdient.« Der vorhin in die Brüche geratene Chirurgus suchte durch diese Schmeichelreden sich wieder einen Stein ins Brett bei der auf ihn zürnenden Frau zu bringen, und sein pfiffiger Anschlag gelang. Sie warf ihm einen Blick der Verzeihung zu, indem sie den Kapitän auf den Stuhl schob und die zum Rasieren nötigen Utensilien zusammentrug. Norcroß war mit der ungemeinen Zierlichkeit, womit sie ihn bediente, sehr zufrieden, und lobte die Frau für ihre Leistung mit schmeichelhaften Redensarten. Frau Ankarfield geriet darüber in einen Anfall von Verzückung und bedankte sich einmal über das andere für die ihr angetane Ehre. Kaum aber hatte sie den letzten Streich am Kinn des Kapitäns getan, als sie auch schon den zunächst stehenden fremden Gast höflichst ersuchte, ihr ebenfalls die Ehre anzutun. Dieser machte nun zwar ein mürrisches Gesicht und versuchte das

höfliche Anerbieten mit dem Bemerkten abzulehnen, dass er am Morgen schon rasiert sei. Aber ehe er sich versah, befühlte ihm Frau Ankarfield mit ihrer weichen Hand das Kinn und versicherte, dass dasselbe wieder stachelig sei und ein nochmaliges Scheren nichts schaden könne. Es sei ihr durchaus nicht um den Verdienst, sondern allein um die Ehre, und sie würde sich die Ehre, die sie glücklich mache und gesund, so vornehme Gäste erst mit dem Schermesser, dann mit dem Tranchiermesser, erst mit dem Barbierbecken, dann mit der Bierkanne pflichtschuldigst zu bedienen, an diesem Abend nicht nehmen lassen. Die Frau redete so viel in den Gast hinein, dass er sich endlich auf den Stuhl sitzend und die Serviette vor sich hängen sah. Er mochte nun wollen oder nicht, um sich sein hageres, halb saures, halb von einer komischen Verzweiflung durchzwicktes Gesicht rasieren zu lassen, damit er die ehrbegierige Frau nur los werde. Obgleich bereits die Dämmerung gekommen war, und der kleine Kellner seiner Frau Mutter mit einem brennenden Kienspan vorleuchtete, so bediente die Witwe doch auch diesen Gast zu seiner vollkommenen Zufriedenheit, und die Reihe kam an den Dritten.

Samuel Brondlov, von einem natürlichen Instinkt aus seinem Winkel herbeigezogen, sobald er die eigentümlichen Töne vernahm, welche das Wetzen des Schermessers auf dem ledernen Streichriemen erzeugt, stand daneben und verrichtete aus Geschäftseifer und Liebe für die Sache die Funktionen des kleinen Kellners, dessen Tätigkeit durch das Leuchten bereits in Anspruch genommen war. Frau Ankarfield hätte sich in keinem Fall herabgelassen, etwas weiter zu tun wie einzuseifen und das Messer zu führen. Der kleine Engländer wusch also erst seinem Landsmann und präsumierten

Schwiegersohn und dann dem Fremden das glatt geschorene Kinn. Als er beschäftigt war, dem Letzteren das Gesicht mit einer Serviette abzutrocknen, fiel ein voller Strahl des vom Kienspan ausgehenden Lichtes in das Antlitz des Mannes, und der kleine Barbier und Perückenmacher glaubte vor Staunen zu Stein werden zu müssen. Wenigstens blieb ihm das weit geöffnete Maul aufstehen, seine großen Augen glotzten gerade weg, die Hände fielen ihm schlaff am Leibe herab und nur an seinen Knien war eine schlotternde Bewegung sichtbar. Der rasierte Mann trocknete sich vollends selbst ab, warf dem perplexen Barbier die Serviette mit einem halblaut gesprochenen Fluch zu und stand auf, um den Kapitän Norcroß etwas zuzuflüstern. Samuel schlich sich mit dem an den Wänden sich hindrückenden Gang eines Katers vorsichtig hinter den Ofen und machte ein so wunderbar schlaues geheim tuendes Gesicht, dass man hätte glauben können, es sei ihm Wunder was begegnet. Der dritte Mann war auch bedient und musste sich selbst abtrocknen.

Norcroß nahm die höfliche Frau beiseite und sagte heimlich zu ihr: »Sagt mir doch, Frau Wirtin, wie befindet sich die verwundete Dame, welche bei Euch wohnt?«

»Sie leidet noch an einem heftigen Fieber.«

»Habt Ihr keinen geschickten Wundarzt holen lassen?«

»Meister Samuel Brondlov war ihr eigener Wundarzt, und seit er in Ungnade gefallen ist, habe ich sie nach seiner Angabe verbunden, und vor einer Stunde hat ihr Meister Habermann, Euer Schiffschirurgus, einen Besuch gemacht und ihr seinen ferneren Beistand zugesagt.«

»Es wäre doch nötig, dass noch ein anderer sie besichtigte und ihren Zustand prüfe, damit, wenn derselbe gefährlich sein sollte, gleich die rechten Medikamente angewendet wür-

den. Ich habe dies vermutet, und deshalb zwei geschickte Ärzte mitgebracht, von welchen der eine sogar der Leibarzt des Königs ist.«

»Der Leibarzt des ... großer Gott! Welche erstaunliche Ehre ist mir da widerfahren, den Leibarzt Seiner Majestät des Königs von Schweden zu rasieren! Sagt mir doch, Herr Kapitän, welcher von beiden ist es denn?«

»Der, welchen Ihr zuletzt bedient habt.«

»Ei, über die unschätzbare Ehre! Ihr macht mich ganz glücklich, Herr Kapitän. Aber wer ist denn der andere Herr?«

»Ein anderer Arzt«, versetzte Norcroß kurz.

»Ebenfalls viel Ehre für mich. Ei, ei, ein anderer Arzt!«

»Wollt Ihr uns hinaufführen zur Kranken?«

»Ich werde, ja. Es wird mir sehr zur Ehre gereichen. Ich weiß auch, dass Ihr der Kapitän seid, auf welchen das geschossene Fräulein so sehnlichst wartete. Glaubt nur, sie hat Euch recht lieb und oft von Euch gesprochen. Nun, so kommt!«

Frau Ankarfield leuchtete voraus und die drei rasierten Gäste folgten. Die Verwundete schlummerte eben. Die Männer entschlossen sich, ihr Erwachen abzuwarten. Da sich aber Frau Ankarfield selbst nicht wohl befand, so ging sie wieder in ihre Wirtsstube, um sich in ihren Lehnstuhl zu verfügen. Kaum war sie dort eingetreten, als sie der kleine Samuel auf den Zehen schleichend mit jenem geheimniswichtigen Gesicht antrat, sie am Rock zupfte, mit dem Finger bedeutungsvoll winkte und sie dann mit den Worten »Ich habe Euch etwas sehr Wichtiges zu sagen, ehrenwerte Frau Ankarfield« in die Ofenecke zog. Sie hielt ihr mit gespannter Aufmerksamkeit horchendes Ohr seinem Mund nahe.

Er fragte sie: »Wisst Ihr denn auch, wen zu rasieren eben

Eure Hand gewürdigt worden ist?«

»Ei, ja wohl!« versetzte sie schmunzelnd, »ich weiß auch die hohe Ehre zu schätzen. Der eine war der Leibarzt Seiner Majestät unseres großmächtigsten Königs!«

»Sein Leibarzt?«, fragte der Barbier schlaue lachend. »Und wer war der andere?«

»Ein anderer Arzt.«

»Wer hat Euch das gesagt?«

»Der Kapitän Norcroß.«

»Er hat Euch belogen, und ich will's Euch besser sagen. Aber das ist fürwahr ein schlechtes Schaf, das seinen Hirten nicht kennt. Ei! Ei! Frau Ebba! Ihr seid in Stockholm geboren und erzogen und kennt den großmächtigen König Karl den Zwölften von Schweden nicht? Er war es und kein anderer Mensch, den Euer Messer des Bartes entledigte, als Ihr mit dem Kapitän Norcroß fertig wart.«

»Seid Ihr toll geworden?«, kreischte die Barbierswitwe, selbst wie des Verstandes bar, fasste den kleinen Mann mit beiden Fäusten an einem Arm, drückte ihre dünnen Finger tief in sein Fleisch und schüttelte ihn in einem Anfall von begeisterter Wut, dass er Zeter schrie. Dabei quollen ihre Augen gewaltig heraus und rollten wie feurige Räder im Kopf, ihre sonst stets gebückte Gestalt richtete sich kerzengerade auf und wurde um mehrere Zoll größer.

»Des Königs Majestät hab' ich rasiert?«, schrie sie noch einmal auf. »Ja, jetzt erinnere ich mich. Ihr habt recht, Samuel Brondlov! Er war's! O Haus, mein Haus! Du bist zu klein für diese Ehre! O Ehre über Ehre! Nein, das ist der Ehre Übermaß. O Gott! Wie soll ich das ertragen? Die größte Schande und die größte Ehre in einem Tag zu erleben! Aber diese Ehre gleicht alles wieder aus. Ihr Leute, freut Euch mit mir! Ebba

Ankarfield hat den mächtigen Schwedenkönig rasiert! Ich sterbe vor Wonne und Lust! Das Schermesser, womit ich ihm den königlichen Bart abgenommen habe, darf keines anderen Mannes Gesicht wieder berühren. Es muss in Gold gefasst werden. Es ist das unschätzbare Kleinod meines Hauses, das kostbare Pfand meiner unveräußerlichen Ehre. Lasst mich hinauf. Ich will dem großen Monarchen den Staub von den Füßen küssen, dass er eine Frau wie ich solcher Ehre gewürdigt hat! Nun mag mir geschehen auf Erden, was will. Diese Ehre kann mir nicht wieder genommen werden, und immer und ewig wird es heißen: Ebba Ankarfield hat der Majestät den Bart abrasiert. Heißa! Rufe mir meine Kinder zusammen, dass sie erfahren, welche Ehre ihrer Mutter widerfahren ist. Mir wird ganz schwindlig. Es dreht sich alles um mich im Kreise. Haltet mich! Ich falle!«

Aber schon lag sie ohnmächtig in den Armen der sie umstehenden Gäste. Heftige Fieberglut überblühte ihr Gesicht, die Pulse flogen. Man musste sie zu Bett bringen. Nach einiger Zeit fing sie an zu fantasieren und sprach verkehrte Dinge von der ihr widerfahrenen ungeheuren Ehre. Meister Habermann und Meister Brondlov verordneten ihr augenblicklich Mittel und übernahmen ihre Pflege selbst. Auch schickte man nach ihren Kindern, weil Habermann die Anzeichen der heranstürmenden Krankheit für bedenklich hielt.

Frau Elisabeth und ihr Töchterlein wunderten sich nicht wenig, den Kapitän Norcroß in die Wohnung ihrer Beschützerin treten zu sehen. Erst überkam sie ein Schrecken, indem sie die beiden Begleiter des Kapitäns für Militärpersonen hielt, beordert, sie wegen entdeckter Lüge ins Gefängnis zu führen. Aber sie beruhigten sich bald, als sie die friedlichen Gesinnungen der Angekommenen innewurden. Als Norcroß

sich angelegentlich nach der schlafenden Herrin erkundigte, kam Frau Elisabeth gar auf den Gedanken, er habe sich eines Besseren besonnen und sei gekommen, um bei Miss Palmerston alles wieder gut zu machen.

Der König - denn er war es wirklich - hielt sich im dunklen Hintergrund des Zimmers auf, und der Leibarzt untersuchte die auf dem Tisch stehende, von Meister Habermann verordnete Medizin.

Endlich meldete Fanny das Erwachen der Miss, und der Leibarzt trat zuerst in das Nebenzimmer, um sich über den Zustand der Kranken zu unterrichten. Hierauf winkte er Norcross, und dieser trat an das Lager.

»Ich bin gekommen, Mylady«, redete er sie an, »Ihnen den Scheidegruß Ihres Bruders zu bringen.«

»Fräulein von Gabel hat mich bereits von seiner Abreise unterrichtet«, versetzte sie.

»So wird das Fräulein Sie auch von seiner Unschuld unterrichtet und Ihnen mitgeteilt haben, wie die schauderhafte Geschichte zusammenhängt.«

»Sie hat es.«

»In dem heute gerichtlich bei Ihnen aufgenommenen Protokoll scheinen Sie Ihren Bruder stark im Verdacht der absichtlichen Mitwirkung der Mordtat zu haben. Sobald Sie Ihre Meinung geändert haben, ist es auch notwendig, dass Sie auch Ihre Aussage ändern.«

»Ich habe meine Meinung nicht geändert. Was wollen Sie von mir? Ihr Anblick ist mir unerträglich.«

»Die Sorge für Ihr Leben, aber auch für die Ehre Ihres Bruders hat mich zu Ihnen geführt. Ich bin sein Freund und auch Ihr Feind nicht.«

»Wie, Sie hassen mich nicht? Sie sind nicht gekommen,

mich zu quälen?«

»Keineswegs. Was zwischen uns vorgefallen, ist auf ewig vergessen.«

Auf dem Gesicht der Lady spiegelte sich der Kampf ihrer Seele ab.

»Des Königs Majestät«, fuhr Norcroß fort, »hatte heute befohlen, dass Sie mit Ihrer Dienerschaft binnen vierundzwanzig Stunden Stockholm und das Reich meiden sollten. Ich bringe Ihnen den Widerruf dieses Befehls, und der König hat die hohe Gnade, Ihnen durch mich seinen Leibarzt zuzuschicken. Wollen Sie die Hilfe desselben annehmen?«

»Alles«, versetzte sie mit zitternder Stimme.

»Zur Ehrenrettung Ihres Bruders gehört, dass Sie den im Protokoll ausgesprochenen Verdacht zurücknehmen. Wollen Sie das?«

»Alles, was Sie wünschen.«

»Das Protokoll über Ihren Bruder muss überhaupt durch Sie vervollständigt werden. Der andere Herr, der mit mir gekommen, ist der Sekretär eines Reichsrats. Beantworten Sie ihm gefälligst, was er Sie fragen wird.«

»Alles, was ich weiß.«

»Wie ist der vollständige Name Ihres Bruders?«, fragte der König.

»John Anthony James Palmerston.«

»Wo wurde er geboren und wann?«

»Auf unserem Stammsitz am nördlichen Ufer des Binandermerees. Das Jahr seiner Geburt ist dasselbe des Prätendenten. Ich bin mehrere Jahre jünger.«

»Sind Ihnen keine besonderen Umstände seiner Geburt bekannt?«

»Dass ich nicht wüsste. Ich bin zu jung, um über derglei-

chen unterrichtet zu sein. Doch entsinne ich mich, dass meine ältere Schwester einst sagte: Wenn noch ein jüngerer Bruder da wäre, so würde es dem älteren schwer werden, seine Rechtmäßigkeit zu beweisen.«

»Dies scheint auf einen Verdacht zu deuten, als sei er nicht der Sohn Ihres Vaters.«

»Fast. Doch erzählte mir einst seine alte Wärterin, er sei viel zu frühzeitig zur Welt gekommen und deshalb so schwächlich gewesen, dass man ihn stets habe in warme Milch stecken müssen, und es sei ein wahres Wunder, dass er mit dem Leben davongekommen ist.«

Der König nickte beifällig vor sich hi, und tat dann noch einige Fragen, die mit Genauigkeit und Aufrichtigkeit beantwortet wurden, während der Leibmedikus die nötigen Medikamente verschrieb und sich zur Anlegung eines neuen Verbandes anschickte. Hierauf entfernten sich alle drei wieder.

»Es ist notwendig, Kapitän«, sagte der König unterwegs zu Norcroß, »dass Ihr über Euren Plan ausführlich mit dem Baron Görz redet und ihm den jungen Lord Palmerston vorstellt. Da nun nicht zu erwarten steht, dass der Baron bald aus Holland zurückkehrt - denn die hochmögenden Herren machen ihm viel zu schaffen - so müsst Ihr zu ihm reisen. Auch ist es mir lieber, wenn die Sache außer Land betrieben wird, und Holland schickt sich besser zur Ausführung solcher Pläne wie Schweden. Deshalb macht Euch bald zur Abreise fertig. Für das Fräulein von Gabel sorgt der Graf Mörner.«

»Ich bin zu jeder Zeit zu Ew. Majestät Befehl bereit«, versetzte der Kapitän.

»So geht zu Euerer Braut. Da die Freude ohnedies nicht lange dauert, so muss man Euch die paar Stunden gönnen. Was

mich betrifft, so glaube ich noch keinen Tag erlebt zu haben, wo ich so viel mit Weibern zu schaffen gehabt hätte, wie heute, und ich bin so satt Weiber, dass ich ... gute Nacht!«

Der König ging, und Norcroß kehrte zur Barbierstube der Frau Ankarfield zurück, um den kleinen Juel aufzusuchen, der ihm einige Geschenke zum Fräulein Broke tragen sollte. Denn mit leeren Händen wollte er bei ihr nicht eintreten, nachdem er wieder zu Gnaden angenommen worden war.

In dem Wirtshaus war aber alles in großer Verwirrung, denn Frau Ankarfield rang mit dem Tod. Ihre Kinder, soviel deren aufzutreiben gewesen war, standen um das Bett herum und betrübten sich weniger um den Tod ihrer Mutter, als sie sich über die derselben widerfahrene Ehre freuten. Die Sterbende selbst ging gern hinüber. Ihre schwachen Worte waren: »Herr, nun lässt du deine Dienerin in Frieden fahren, denn meine Hände haben deinen gesalbten König rasiert.«

Als sie nach einigen Stunden verschied, waren im letzten Hauch ihres Mundes noch die Worte enthalten: »L'bonneur pour moi!«

Meister Habermann stand tiefsinnig an ihrem Bett und sagte endlich: »Wer hätte das gedacht, als wir gestern auf Stockholm zusteuerten, dass wir meiner alten Freundin den Tod brächten! Aber, mit Verlaub, zu sagen, sie ist an einer Krankheit gestorben, die mir noch nicht vorgekommen ist.«

»Und welches wäre die?«, fragten mehrere Stimmen.

»Honor morbus¹«, versetzte der Schiffschirurgus. »Sagt selbst, ist sie nicht an der Ehre des königlichen Bartes gestorben?«

»Wohl ihr!«, sagte der Schneider, ihr ältester Sohn mit Pa-

¹ Die Ehrenkrankheit

thos und breitete seine dürren langen Finger segnend über ihre Leiche aus. »Wohl allen, die an solcher Krankheit sterben! Ihr Freunde und Nachbarn, was steht ihr mit tränenumflorten Blicken herstarrend auf dies Häuflein Staub? Ihr besseres Selbst schwebt schon in den höheren Regionen, und auf Erden lässt sie ihre Ehre Eurem Gedächtnis zurück.«

»Ei, wie ergötzlich doch der Schneider spricht!«, entgegnete die Trödelfrau weinend. »Es ist wie gedruckt. Der Schneider hat doch seine besondere Ambition.«

»Lasst uns über ihrer Leiche schwören, auf Ehre zu halten, wie sie getan«, rief der Schneider, durch den Beifall seiner Schwester in eine Rabies versetzt, und streckte seine Hände aus. Sie schwuren.

»Der Galgenstrick!«, flüsterte hinten ein Matrose dem anderen zu. »Sein Söhnlein dort trägt eine Jacke von meiner Hose, die er mir zu eng gemacht hatte.«

»Das ist weiter kein Schade«, meinte der andere. »Aber schade ist es um die Alte, denn an wen sollen wir uns wenden, um einmal eine Nacht bei einer gefälligen Dirne zuzubringen? Solche Geschäfte verstand doch niemand besser als Frau Ankarfield. Da blieb alles geheim, denn sie salvierte ihre Ehre.«

»Requiescat in pace!² Mit Verlaub zu sagen«, sprach Meister Habermann und verließ das Trauerhaus. Ihm folgten die anderen Gäste. Norcroß ging mit Juel zu seiner Braut.

² Sie möge in Frieden ruhen!

Charakterunbeständigkeit

Aus dem Städtchen Bergen auf der Insel Rügen schritt eines schönen Herbstabends ein Mann nordwärts jenem Berg zu, der unter dem Namen des Rugard bekannt ist, und einst die Königsburg der Beherrscher des Eilandes auf seinem Gipfel trug. Der einsame Wanderer in der Abendbeleuchtung war jener rätselhafte Fremdling, welcher zuerst als Joseph Flaxmann auftrat, dann sich als vertriebener Jakobit und ehemaliger Major in Diensten der Krone England und endlich als Lord Palmerston enthüllte. Er war sorgfältiger gekleidet als früher. Die grobe Jacke war mit einem kurzen anständigen Rock vertauscht, doch hatte sein kleiner Hut und sein gelocktes braunes Haar immer noch etwas Freies und Ungezwungenes, wie es Leuten seines Standes zu jener Zeit selten eigen zu sein pflegte.

In ein Selbstgespräch verwickelt, hatte er endlich den waldbewachsenen Berg erstiegen und stand auf dessen majestätischem Gipfel, der die Insel und den Meerbusen ringsum, vorzüglich aber die zunächst gelegenen, den kleinen und großen Jasmunder Bodden und darüber hinaus die Halbinsel Jasmund mit der schauerlichen Stubbenitz und der romantischen Stubbenkammer beherrscht. Als er hinauftrat, ließ er sein durstiges Auge langsam umher schwelgen und sog es voll Bilder, die sich ihm schmeichelnd entgegen drängten. Das Land war sanft überhaucht von den Tinten des Abends, aber das Meer glühte in purpurner Verschämtheit, berührt vom Kuss der Sonne, die sich eben in die Fluten hinabließ. Die Wellen wogten die widergestahlte Glut heran und Töne rauschten seltsam über die Meerfläche und die getreideleeren Felder und die blumenleeren Hügel des Ufers, als ob die ent-

zückten Gewässer die trauernde Erde durch ihren herrlichsten Hymnus erfreuen und aufheitern wollten. Die Majestät Gottes trat in Glanz hervor und ging im glühendsten Farbenspiel über die Wogen, die das Eiland umspülten.

Der junge Mann hatte lange starr in die Herrlichkeit des Himmels hinausgeblickt. Als nun die Bilder näher und näher kamen und sich endlich mit seinem Herzen verschmolzen, da beschwichtigte sich dort ein verzweifelter Kampf, und mit einem andächtigen Blick in den blauen, purpurumränderten Westen der geschiedenen Sonne nach fliegend, löste sich ein langer tief sinniger Seufzer von seiner Brust ab. Nun warf er sich am Abhang nieder und sagte vor sich hinlächelnd: »Ich habe dich verstanden, hohe, heilige Natur, dich untergegangene Sonne, dich redendes Meer, dich verglimmendes Abendrot, dich Kühle der Nachtluft, die heilend, schmerz lindend meine wunde Brust erfrischt, umsäuselt. Dich hab' ich verstanden und gefühlt, großer, heiliger Gott, der du zu mir geredet in deinen herrlichen Werken; denn Sonne und Meer und Erde sind ja deine Sprachorgane. Du hast den Kelch der Versuchung von mir genommen. Ich entsage jeglicher irdischen Größe. Wie verschwindet doch der Glanz aller Kronen vor dem Kranz, den das Abendrot um mein zufriedenes Haupt flechten wird! O Natur, wer dich verstanden hat, wie ich in dieser geweihten Stunde, den gelüftet es nicht mehr nach Macht und Ansehen unter den Menschen! Was sind Herrschaft und Gewalt über andere doch für törichte Begriffe, erzeugt in einem Gehirn, das den Strahlen deiner Herrlichkeit verschlossen ist, du ewig blühende Natur, die du allein wahre Herrscherin bist! Und wenn ich's nun mit Mühsal und tausendfachen Beschwerden errungen hätte, wenn ich es mit Strömen von Blut erkämpft hätte, das törichte Ziel meiner Ju-

gendwünsche könnten nicht die Wellen, die fetzt friedlich unter mir in ihrem Bett gehen, die Spanne Land verschlingen und mein rastloses Herz mit?

Natur, du hast mich bekehrt. Ich stehe ab, und was hier liegt, erblicke keines Menschen Auge mehr.« Bei diesen Worten legte er seine linke Hand auf die Stelle an seiner Brust, wo das Etui verborgen war. »Wenn der Fluch der Krone«, fuhr er ernst fort, »den Königen der Erde nicht das Herz raubte - denn Herz und Krone schließen einander aus - wahrlich, sie bedürften dann nicht der Ratschläge ihrer von Leidenschaftlichkeit beherrschten Diener, um weise und gerecht zu regieren. Sie brauchten nur auf die Berggipfel ihrer Reiche zu steigen oder auf das Meer hinaus zu segeln, um zu erfahren, was wahr und gut und recht sei. Wem die Predigt der Gewässer, der Hymnus des Sturms, das Lied der Berge und Täler, wem die Stimme der Natur nicht Wahrheit in die Seele donnert, der ist nicht gewürdigt worden, sie zu hören, der geht unter, ohne je gefühlt zu haben, dass er ein Mensch sei. Statt aber Auge und Ohr dem getreuen Bild der wahrhaftigen Stimme Gottes zu öffnen, sehen sie nur die Gebilde der Lüge, die niederer Eigennutz, Erbärmlichkeit, Befangenheit, Bosheit ihnen als Wahrheitsbilder vorspiegeln, hören nur das Gezische der Falschheit, leihen ihr Ohr allein den nichtswürdigen Zuflüsterungen, vergraben und verschanzen sich in den schmutzigen Leidenschaften, als da sind Rachgier, Gewinnsucht, Mordgier, und besudeln sich selbst und sein Ebenbild mit Blut seiner Geschöpfe, allwaltender Geist. Deine Äcker werden von ihren Rossen zerstampft, deine Städte verbrannt, deine Erde mit Blut gefärbt. Und weshalb? Damit der eine den anderen verdränge vom Stuhl der Gewalt - und doch ist der eine nicht besser als der andere. Wem Gott ein edles Herz in den Busen

gab, der greift nicht nach einer Krone. Er pflügt lieber im Schweiß seines Angesichts sein Feld und ist glücklich, wenn ihm abends sein zufriedenes Weib entgegentreit mit seinen Kindern und reicht ihm die Kleinen und beut ihm den frischen Mund zum Kuss. Gott, wie ekelt mir plötzlich vor aller irdischen Größe! Wahrlich, Friederike hatte recht: Könige können wohl die Völker verderben, aber nicht beglücken. Ich bin bekehrt, ich stimme bei. Einst wohl träumte ich einen schönen Traum von Völkerbeglückung. Welch' ein Tor ich war! Ist denn Schweden glücklich? Wie schwer seufzt es unter der Last von Karls eisernem Zepter. Während er wähnt, seinen Feinden mit der Schärfe seines Schwertes Wunden zu schlagen, trifft er sein eigenes Volk ins Herz und schlägt es wieder, bis es verbluten wird. Und doch gilt dieser Karl für einen großen König. Sein Name geht gefeiert durch die Welt und Moskowiter und Muselmann erzählen sich von ihm. Ach, und erst dies Dänemark mit seinem schwachen Herrn, dessen Ohr jeder Intrige, jeder gemeinen Zuflüsterung offen steht, dessen misstrauische Seele vor dem kleinsten Unfall zittert! Er ist kleiner, viel kleiner als Karl, und doch ist Dänemark glücklicher als Schweden. Und England, du mein teures England, bist du denn glücklich geworden durch deinen neuen König? Kann ein Kronenräuber dich beglücken? Ach, du schlummerst den Schlaf der Todesermattung. Wilde Fieber haben in deinen Eingeweiden gewütet. Ein wunderbares Schicksal hat mich aus der Bahn geschleudert, die mir vorgezeichnet war. Ich will nicht mehr versuchen, mich wieder hineinzudrängen. Hier auf dieser glücklichen Insel will ich glücklich leben und glücklich sterben. Eine Strecke fruchtbares Land reicht hin, die Bedürfnisse meines Hauses zu stillen. Man braucht zum wahren Glück nur wenig. So viel wird mir

übrig sein, mich hier ankaufen zu können. Und ein Haus will ich mir bauen, an die Meerbucht, dass ich stets die majestätische Wasserfläche vor Augen habe und selbst groß werde an der Größe des Meeres.

Aber wird denn auch Christine solch' niederes Los mit mir teilen wollen? Wird ihr genügen, was mein Fleiß erworben? O gewiss! Sie wird. Hab' ich doch einen Blick in ihre Seele getan. Wenn es auch in der Träumerei eines Zauberbannes geschah, der mich damals umstrickt hielt, so ist mir doch alles jetzt zum klaren Bewusstsein geworden, und ich weiß, mit welcher Liebe das sanfte, edle Kind an mir hängt. Und könnte ich denn von jener Stelle, wohin Recht und Herkommen mich bestimmt, ihr die Hand herüberreichen? Nimmermehr! Dazwischen liegt eine unausfüllbare Kluft. Nur dann kann sie mein Weib, mein Eigentum werden, wenn die Welt, wenn kein Mensch erfährt, was dies Büchlein enthält. Mein Los ist entschieden! Christine - o Entzücken! - mein Weib. Diese kleine Scholle Land da unten mein Eigentum, und nie soll die Welt erfahren, wer unter dem Hügel schläft, der dort fern am Waldhang sich erheben wird. *Ein Glücklicher ruht hier*, soll darauf stehen, und die Vorübergehenden werden mich mehr beneiden, mein Andenken mehr segnen, als wenn ich im Marmorsarg in den Gewölben der Westminsterabtei zu Asche fiele und ein prunkvolles Monument ...«

Hier wurde der junge Mann durch ein Geräusch unterbrochen. Ein anderer Mann trat aus dem Gebüsch auf den Sprecher zu und sagte: »Schon einige Zeit suche ich Euch vergeblich, Mylord, und habe nun zufällig einige Eurer Gedanken belauscht, und kann Euch in der Tat meine Bewunderung deshalb nicht bergen. ^aintre.bm! Ich hätte geglaubt, Euch beim Entwurf eines Okkupationsplanes zu finden. Was aber

redet Ihr hier?«

»Was du schwerlich zu fassen vermagst, Courtin«, versetzte der Lord gelassen. »Du bist ein guter heiterer Mensch, eine treue Seele, voll Witz und guter Laune, aber für die Gefühle meines Herzens hast du keinen Sinn.«

»*Ah que Dieu vous bénisse!* Ihr seid verliebt, Mylord, und das macht Euch so windelweich. Und überdies habt Ihr den unbeständigsten Charakter auf der Welt. Heute wollt Ihr die Welt erstürmen, morgen wollt Ihr mit ein paar Öchslein Euer Feld selbst bebauen, heute seid Ihr trotzig, morgen wehmütig, heute gütig, morgen streng, aber bei alledem hitzig, rasch im Entschluss und mit der Tat nicht zögernd. Das kuriert Euch auch den Magen wieder, den Ihr Euch mit solch unverdaulicher Speise verdorben habt. *Ma foi!* Ich glaube fast, Eure Mahlzeiten sind wirklich an Eurer Veränderlichkeit schuld. Ihr habt heute sehr frugal gespeist und deshalb sind Eure Wünsche so erbarmungswürdig bescheiden.«

»So toll und abgeschmackt auch deine Reden sind«, versetzte der andere, »so ist doch viel Wahres darin. Es ist wahr, oft bin ich mir selbst unerklärlich. Doch ich bitte dich, raube mir die Gefühle nicht, die mir die Natur und der Ort, auf dem wir stehen, eingeflößt haben. Sieh, hier hauste einst ein Königsgeschlecht. Es ist untergegangen. Seine prächtige Burg ist zerfallen, und die Sage allein erzählt mit dem Kindermund des Volkes fabelhafte Geschichten von beiden. Sollte mich dieser Königsberg, der Beherrscher der Insel, nicht an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Größen erinnern? Auch das königliche Geschlecht der Stuarts, das aus den Nebeltagen der Vorzeit und aus den Nebelbergen Hochschottlands herabgestiegen ist nach Altengland, sich dort auf den Thron zu setzen, wird bald von der Erde verschwunden sein.

Ein anderes hat es schon verdrängt. Courtin, ich glaube, es ist auf ewig aus mit den Stuarts.«

»*Mille moustaches!* Es soll aber nicht aus sein! Wie kommt Ihr mir vor? Ich erzürne mich über Euch! Wenn ein Lümmel kommt und wirft mich aus dem Haus, so liege ich freilich draußen. Bleibe ich aber fein ruhig im Kot liegen und jammere, so ist das meine Schuld. Geh statt des Jammerns und Wehklagens hin zu deinen Freunden, wirb sie zu deinem Beistand an und wirf den Unverschämten, der dich vertrieben hat, wieder aus deinem Haus. *Sacrecquin!* Häng' ihn an den Beinen auf. Das ist Lebensphilosophie.«

»Die deine, und ich gesteh' es, in mancher Zeit auch die meine. Doch der Mensch hat auch seine Weihestunden, wo er der Gottheit, dem reinen Geist näher ist als sonst. Doch lass das! Wir wollen darüber nicht viel sprechen, weil wir uns doch nicht verstehen würden. Also von etwas anderem! Mit dem ersten Schiff, sei es auch nur ein Boot, welches von Rügen nach Seeland abgeht, reisen wir nach Kopenhagen, Courtin.«

»Nach Kopenhagen? Wohl um den dänischen König nicht um das empfangene Handgeld zu prellen? Oder wenn das nicht, uns einstecken und pressen zu lassen?«

»Befürchte nichts! Nein, Courtin, ich will mir eine Frau holen und dann auf dieser Insel still und zufrieden leben.«

»*Ah ciel!* Seid Ihr bei wachenden Sinnen? Mit einer Frau hier still leben? Habt Ihr vergessen, dass diese Insel erst vor neun Monaten der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Dänen und Schweden war? Und glaubt Ihr, man werde lange Ruhe halten? Ihr kommt freilich nicht unter das Volk. Aber ich höre täglich und stündlich seine Stimme, solange wir hier wohnen. Auf der ganzen Insel will man nichts von dem heuer

ihr aufgebürdetem dänischen Joch wissen. Die Rügener sind im Herzen alle gut schwedisch gesinnt; und in Stralsund ist's ebenso. Wenn sich nur der König Karl von Schweden erst einigermaßen von den Schlägen erholt hat, die er zeither bekommen hat, so sind Stralsund und Rügen wieder der Tummelplatz des Krieges, und ich bin fest überzeugt, hätte der kühne Peter Tordenschild nicht den gewagtesten Streich, den je ein Seemann ausgeführt, im Hafen von Ohnekillen auf das Haupt des nordischen Löwen glücklich gerichtet, wäre ferner der russische Peter so diesem Sommer nicht mit einer Flotte nach Kopenhagen gekommen, um von da das Schwedenreich zu überfallen, ich glaube, der Grund und Boden, auf dem wir jetzt stehen, wäre ebenso gut wieder schwedisch wie voriges Jahr um diese Zeit. Und Ihr wollt in Rügen ruhig leben? Bildet Euch das nicht ein. Auch würdet Ihr die Ruhe keine vier Wochen ertragen. Ich habe Euch in kurzer Zeit besser kennengelernt, als ihr Euch selbst kennt. Ich weiß, welch' einen unruhigen Geist Ihr habt. Das Leben würde Euch gar bald schal und abgeschmackt verkommen. Ihr würdet Weib und Kind überdrüssig werden. Seht mir den Peter Tordenschild an! Das ist ein Mann! Feuer und Flamme und ohne Rast. Immer drauf und dran! Das heiße ich sein Leben gewonnen! Seit ich von diesem Feuerkopf gehört hatte, trieb es mich, unter ihm zu dienen. Betrachtet den anderen Peter, den russischen Zaren. Doch da Ihr diesen Sommer über in Kopenhagen gelebt habt, so müsst Ihr ihn ja persönlich kennen und könnt mir von ihm erzählen.«

»Ich kenn' ihn, den großen Beter«, rief der Lord aufspringend mit plötzlicher Heftigkeit und von Begeisterung strahlenden Augen. »Ich kenne sie beide, den kühnen Zaren Peter und den kühnen Peter Tordenschild. Mein Herz hob sich bei

ihrem Anblick und es schlägt bei dem Gedanken an sie heftiger. Ich fühlte die Kraft in mir auflodern, dem großen Zaren ähnlich zu werden, der ein ungeheures Reich aus dem Chaos der Barbarei hervorgerufen hat durch die gewaltige Kraft seines Willens, ein Volk zu beherrschen, wie er, durch die Macht des guten Prinzips, dem jede Strenge erlaubt ist. Ich fühlte - und hier unter Gottes freiem Himmel kann ich es vor dir ohne Erröten bekennen - ich fühlte, dass ich ihm gleich sein könne. Ach, ihn stets zu sehen und nicht handeln können wie er, war auch eine der Ursachen meiner Flucht aus Kopenhagen!«

»Aber warum vertrautet Ihr Euch denn dem Zaren nicht an? Sein großes Herz hätte sich Euch gewiss zugeneigt.«

»Seine Freundschaft mit den Königen von Großbritannien und Dänemark hinderte mich daran. Was hatte ich auch von ihm zu erwarten, der so Kopenhagen zum Besuch am Hof war, der die im Sunde liegende englische Flotte befehligte und der Feind Schwedens war, welches allein der Unglücklichen Sache des Prätendenten ein geneigtes Ohr schenkte?«

»Man hat übrigens hier und da, und vorzüglich in den französischen Häfen, neuerdings davon gesprochen, dass es mit der Freundschaft des Zaren und des dänischen Königs allem Anschein nach nicht weit her sei.«

»Wie können auch zwei so verschiedene Geister Freunde sein! Ein politisches Interesse führte sie zusammen, ein politisches trennt sie wieder. Peter kam vor vier Monaten nach Kopenhagen. Seine Flotte und ein beträchtliches Landheer wurden früher und später eingeschifft, und man glaubte allgemein, diese Verbindung sei auf die gänzliche Vernichtung des Schwedenkönigs abgesehen. Aber schon vor acht Wochen - so lange bin ich nun von Kopenhagen fort -war man

über des Zaren wahre Absichten im Klaren und der ganze dänische Hof war über den verwegenen Plan so sehr erschrocken, als über die Originalität desselben erstaunt.«

»Und welches war eigentlich wohl sein Plan?«

»Jedenfalls wollte er sich der Stadt Kopenhagen bemächtigen und dann die ganze Insel Seeland einnehmen. Dann hätte er wahrscheinlich mit dem Schwedenkönig Frieden gemacht. Und zwei Männer, wie sie, könnten vereint handelnd die Welt unterjochen.«

Die Absicht des schlaunen Franzosen war erreicht. Er hatte den Lord geschickt auf einen Gegenstand geführt, der die leicht zu entflammende Seele des jungen Mannes schnell einnahm. Courtin kannte den Charakterwechsel seines Gebieters. Palmerstons Mund strömte von begeisterten Lobpreisungen des Zaren über und seine Augen sprühten Flammen dazu. Er erzählte viel von des Zaren geheimen Plan, von der Art und Weise, wie er entdeckt worden war, beschrieb seine Persönlichkeit, gab mehrere in Kopenhagen erlebte charakteristische Anekdoten von ihm und hatte darüber bald alle die sanften Gedanken, die ihn eine Stunde zuvor beglückten, vergessen.

»Der Eifer unseres Gesprächs«, sagte Courtin endlich, »hat mir bis jetzt nicht erlaubt, Euch zu sagen, weshalb ich eigentlich gekommen bin, Euch aufzusuchen. Es ist nämlich ein Bote an Euch angekommen, der Eile vorgibt und Euch Wichtiges zu überbringen hat.«

»Woher ist er? Was mag seine Botschaft sein? Vielleicht droht uns Gefahr?«

»Seid unbesorgt, Mylord, es ist der nette Schiffsjunge von der schwedischen Fregatte, als deren Gefangene wir nach Stockholm segelten. Wie hieß er doch?«

»Juel Swale?«

»So ist es. Derselbe wartet auf Euch. Die Botschaft ist von seinem Herrn, dem Kapitän Norcroß.«

»So lass uns nach Hause eilen!«

Courtin sah mit Freuden des Lords Bereitwilligkeit. Es war schon Nacht geworden. Mit hastigen Schritten eilten sie den Lichtern des Städtchens zu und langten nach kurzer Zeit in der bescheidenen Wohnung an, welche der Lord mit seinem Freund und Diener eingenommen hatte.

Juel trat ihnen entgegen, grüßte seemännisch und sprach: »Mein Herr hat mir befohlen, Euch das zu sagen: Der König von Schweden will Euch sehr wohl. Er wird mit dem Zar von Russland Frieden schließen und dabei Eurer gedenken. Seid versichert, dass auch Peter Euer Freund wird. Der Freiherr Görz hat in Holland und diesen Sommer schon in Schweden viel für den Prätendenten getan. Niemals waren die Umstände günstiger für uns. Eilt deshalb unverzüglich an Bord unserer Fregatte, die unweit der Spitze von Arkona liegt. Wir gehen auf des Königs Befehl nach Holland zum Grafen Görz. Eilt! Die Stunde Eurer Rache am Kronprinzen von Dänemark naht!« Zugleich überreichte Juel dem Lord ein eigenhändiges Schreiben des Königs, worin nur die Worte standen: *Geht, mein Freund, mit dem Kapitän Norcroß nach dem Haag und vertraut Euch dem Baron Görz an. Ihr werdet dort Dinge von Wichtigkeit für Euch erfahren. Euer wohl affektionierter Karl.*

Der Lord schwankte keinen Augenblick. Die alten Pläne standen wieder wie riesige Gebirge in seiner Seele und der Adlerflug seines Geistes verschmähte die ruhmlose Niedrigkeit, welche ihn vorhin so freundlich angelächelt hatte. Selbst die Flötenstimme der Liebe verstummte vor dem Posaunenruf des Ruhms, der ihn in die Rennbahn rief, vor dem Wutge-

schrei der Rache, welche plötzlich wieder seine Seele erfüllte.

Ehe eine Stunde verging, war er zur Abreise gerüstet und ging mit Courtin und Juel, die das wenige Gepäck trugen, um den kleinen Jasmunder Bodden zum Prorer Wiek, wo einige Matrosen mit einem kleinen Boot hielten. Sie stachen sogleich in See und erreichten noch vor Mitternacht die Fregatte.

Der Freiherr Görz von Schlitz

Kapitän Norcroß umarmte den Lord und rief: »Wer hätte denken sollen, dass wir uns nach wenigen Tagen in diesen Gewässern wiedersehen sollten! Doch wir dürfen nicht mit dem Schicksal rechten. Ich bin schon froh, dass ich Euch nur wieder habe, Herr Major. Denn fürwahr, als ich erfuhr, Ihr hättet Euch auf der Insel Rügen absetzen lassen, gab ich die Hoffnung verloren, Euch je wiederzusehen. Ich hielt Euren Aufenthalt hier nur für Maske. Was hättet Ihr denn auch auf dieser einsamen traurigen Insel anderes beginnen wollen, als vor Trübsal zu sterben?«

»Ich ging nach Rügen«, versetzte der Lord, »um mit keinem schwedischen Schiff in einen dänischen Hafen einzulaufen, was mir und dem Führer des Schiffs Unannehmlichkeiten zuwege bringen konnte. Von Rügen konnte ich leicht mit einem dänischen Schiff nach Kopenhagen gehen, und das war mein Plan. Doch wo ich auch weilen mochte, ich hätte Eurem König Nachricht von mir gegeben, das hatte ich ihm geloben müssen, und auch Euch hätte ich geschrieben. «

»Fast fürchtete ich, Eure Neigung zum Wechsel hätte Euch unserer guten Sache wieder entfremdet oder die Liebe Euch andere Interessen eingeflößt. Und gerade jetzt beginnt unser

Weizen zu blühen. Schweden wird sicherlich mit Russland Frieden schließen. Der Zar Peter ist für die Sache des Prätendenten gewonnen, Frankreich stimmt bei. Dänemark wird erst gedemütigt, und ist das glücklich vollbracht, so tritt Karl XII. als Restitutor der alten Königsdynastie in England auf.«

Der Lord gab dem Kapitän seinen Beifall zu erkennen, und beide ergingen sich in gegenseitiger Mitteilung der wunderlichen Schicksale, die sie seit ihrer Trennung im Angesicht des Hafens von Stockholm erlebt.

»Als ich das letzte Mal den Sund passierte«, sprach Norcroß, indem er auf die in der Ferne aufdämmernden dänischen Inseln deutete, »war der Zar gerade von Kopenhagen abgereist, und die vor dem Sund liegende englische Flotte hatte sich zerstreut. Ich ging mit englischer Flagge herrlich hindurch, meine Fregatte galt für ein zur Flotte gehöriges Schiff. Lasst sehen, ob's diesmal ebenso gelingt, oder ob wir in der Falle gefangen werden. Ertappen sie uns, so retirieren wir uns nach Schonen.«

Hierauf befahl der Kapitän, sich in Verteidigungszustand zu versetzen. Diejenigen Matrosen, welche englisch sprachen, mussten vor, Lord Palmerston erhielt eine englische Lieutenantsuniform, Norcroß kleidete sich als englischer Kapitän. Die englische Flagge wurde aufgehisst und so die Abenddämmerung abgewartet, weil zu dieser Zeit, wie Norcroß wohl wusste, die dänischen Zollwächter im Sund am nachlässigsten waren. So kamen sie ohne Anstand bis zur Zollbude und wurden auf ihr Vorgeben, sie seien ein englisches, von Estland kommendes Schiff, durchgelassen. Sobald sie der Gefahr entronnen waren, gingen sie um Jütland herum und dann mit vollen Segeln den holländischen Küsten zu.

Kaum waren sie im Haag angekommen, als sich Kapitän

Norcroß beeilte, dem Baron Görz, der sich als Privatgesandter des Königs von Schweden dort aufhielt (öffentlich stand er nie in schwedischen Diensten), um ein Anlehen bei den Generalstaaten zu bewirken, die Briefe des Königs zu überreichen.

Der größte Staatsmann seiner Zeit, der treueste Freund Karls XII., nahm den ihm bekannten Kaperkapitän mit der ihm eigentümlichen Freundlichkeit auf, aber kaum schatte er des Königs Handschreiben erbrochen, als die Züge seines einnehmenden Gesichts von starrem Ernst ergriffen wurden.

»Ihr habt einen jungen Mann mitgebracht, für welchen sich des Königs Majestät zu interessieren scheint«, sagte der Freiherr nach dem Durchlesen des Briefes und heuchelte die frühere Unbefangenheit. »Wisst Ihr etwas Näheres von ihm?«

Norcroß erzählte die Art und Weise ihrer Bekanntschaft und behauptete, dass sein Begleiter der einzige Sohn des Palmerston sei.

»Und weiter wisst Ihr nichts von ihm?«

»Nichts weiter, Ew. Exzellenz, als dass er ein eifriger Anhänger der Stuarts ist, für den Prätendenten gefochten hat und bereit ist, Blut und Leben von Neuem für die heilige Sache der Wahrheit und des Rechts einzusetzen. Deshalb befahl auch Se. Majestät, ihn zu Ew. Exzellenz zu bringen.«

»Es ist gut, Kapitän Norcroß«, versetzte der Baron mit einem durchdringenden Blick auf Norcroß's ruhiges Gesicht. »Schickt mir den jungen Mann. Er soll mir seine Schicksale selbst erzählen. Der König erwähnt auch Euer lobend in seinem Brief und rühmt Eure feste Anhänglichkeit an den rechtmäßigen König von England. Zum einstweiligen Lohn Eurer Treue und zu Eurer Beruhigung kann ich Euch im Vertrauen sagen, dass die Angelegenheit der Jacobiten trefflich geht.

Mein guter Plan nähert sich seiner Erfüllung. Dann haben wir gewonnen!«

»Darf ich mich unterstehen, als ein echter Jacobit, Ew. Exzellenz mit der Frage lästig zu fallen, welches ihr Plan im Einzelnen ist? In Umrissen hat mir Seine Majestät selbst einiges davon mitgeteilt.«

»Ihr sollt alles wissen, denn Eures Beistandes bedarf ich zur Ausführung. Ich kenne Euch als einen kühnen und verschwiegenen jungen Mann. Die Restituierung der Stuarts auf den großbritannischen Thron war seit Langem mein Lieblingswunsch, weil mit dessen Erfüllung die von uns beabsichtigte Größe Schwedens unzertrennlich verknüpft ist. Verdankt uns England seinen König, so sind wir die Herren der Nordsee. Sind wir mit dem russischen Zar einig, so teilen wir mit ihm die Herrschaft der Ostsee. Dänemark ist unrettbar verloren. Es ist unser, es ist eine Provinz des Schwedenreichs. Um Dänemark, Schwedens Erbfeind zu verderben, ist also die Wiedereinsetzung der Stuarts erste Bedingung. Nach dem nicht genugsam vorbereiteten Einfall des Prätendenten in Schottland und dessen unglücklichem Ausgang, dachte ich daran, die Sache klüger anzufangen und einmal ohne den Prätendenten anzufangen, der sein Spiel immer selbst verdorben hat. Ich verband mich deshalb mit den schwedischen Gesandten in London und Paris, Graf Erik Sparre und Graf Carl Gyllenborg, und beide mussten sich im Stillen nach den Jacobiten umsehen. Es sind ihrer in England mehr als ich geglaubt hätte. Nach Frankreich ist eine ansehnliche Zahl ausgewandert. Mit Vorsicht lässt sich ein Heer von zehn bis zwölftausend Mann zusammenbringen. Schottland ist ganz unser, es stellt eine noch größere Armee. Dazu führt unser König, sobald das Frühjahr angebrochen ist, ein Heer von

zwölfthausend Schweden aus Göteborg nach Schottland, mit Russland schließen wir jetzt Frieden, es zahlt Subsidien, die Jacobiten haben bereits zwanzigtausend Guineen zu dem Unternehmen gezahlt, und ich hoffe noch mehr Geld dafür aufzutreiben. Ich muss sagen, die Nachrichten, welche mir des Königs Majestät mittheilt, machen einige Änderungen in diesem Plan nötig, doch bleibt er im Ganzen derselbe. Euch, Kapitän Norcroß, gedenke ich zu einer sehr wichtigen Sendung an die königliche Witwe von England Maria in St. Germain, der Ihr ja persönlich bekannt seid, zu gebrauchen. Doch sollt Ihr diese Reise nicht vor dem Frühjahr machen. Auch sollt Ihr mir Depeschen an einige schottische Barone bringen. Ich bedarf eines kühnen und entschlossenen Mannes und Ihr seid mir nicht um Eure persönlichen Eigenschaften halber der Liebste, sondern auch des Umstandes wegen, dass Ihr ein Engländer und eifriger Jacobit seid.«

Der Freiherr fügte noch manches für den Freibeuter Schmeichelhafte hinzu, und Norcroß versetzte in hoher Freude, dem endlichen Gelingen seiner Pläne so nahe zu sein und selbst tätig dabei wirken zu können, dass er Leib und Leben aufopfern wollte, um Sr. Exzellenz in dieser Sache zu dienen.

»Reist jetzt mit Gott nach Schweden zurück. Wagt Euch aber nicht wieder durch den Sund. Es ist Tollkühnheit. Wenn Euch die Dänen erwischt und die Briefe gefunden hätten, unser ganzer Anschlag wäre verraten gewesen.«

»Auf diesen Fall war ich gefasst, Exzellenz«, versetzte der Kapitän, »ich hätte des Königs Brief verschluckt.«

»Fürwahr schlaue genug!«, entgegnete darauf der Baron lachend. »Und allen anzuraten, die dergleichen Papiere zu tragen haben. Doch geht Ihr diesmal nach Göteborg oder Marstrand, und reist zu Land nach Stockholm.«

»Ich tue nach Ew. Exzellenz Befehl.«

»Wohlan denn, so bringt mir jetzt den jungen Lord. Ich bin auf seine Bekanntschaft begierig.«

Der Kapitän beurlaubte sich und eilte frohbewegt zum Gasthof. Dort teilte er seinem Landsmann erst all das Erfreuliche mit, was er vom Baron Görz erfahren hatte. Palmerston umarmte den Kapitän jubelnd, und beide leerten eine Flasche des besten Weins auf die baldige Restitution der Stuarts in England. Hierauf begleitete der Kapitän seinen Freund zum Hotel des Barons. Sie waren kaum in das Vorzimmer getreten, als Görz hastig aus seinem Kabinett trat, den Lord mit einem starren Blick maß und mit außerordentlicher Höflichkeit hineinkomplimentierte, indem er den Kapitän mit einem freundlichen Kopfnicken entließ, sodass dieser, nachdenkend über die Ungewöhnlichkeit dieses Empfangs, das Hotel verließ. Nach mehreren Stunden kehrte auch der Lord dahin zurück und verkündete dem Kapitän mit freudestrahlendem Gesicht, dass der Freiherr ihn in seinem geheimen Büro mit diplomatischen Arbeiten beschäftigen und bis zur Expedition nach Schottland bei sich behalten werde. Er traf denselben Tag noch Anstalt, mit Courtin das Hotel des Barons zu beziehen. Dem Kapitän war vieles unbegreiflich und wurde ihm noch rätselhafter, als er von Görz zur Tafel geladen worden war, dort den Lord den Ehrenplatz einnehmen und vom Wirt mit der ausgesuchtesten Höflichkeit behandeln sah. Seine Verwunderung stieg aufs Höchste, als er Palmerston im Gala-Kleid neben dem Baron im Staatswagen des Letzteren durch die Straßen der Stadt fahren sah, und wenn er sich denselben jungen Mann dachte, wie er ihn vor einigen Wochen in Hamburg im Kaffeehaus unter den dänischen Werbern gesehen hatte, so wollte es ihn selbst bedünken, als wenn derselbe mit

übernatürlichen Kräften ausgestattet sei.

Als er auf seine Fregatte zurückgekehrt dem Lieutenant Gad und dem Schiffschirurgus Habermann seine Verwunderung über das schnelle Emporkommen Flaxmanns beim Baron Görz nicht verhehlen konnte, riefen beide einstimmig: »Er ist ein Hexenmeister, ein Magier, ein Schwarzkünstler. Das haben wir nun schon zu oft bestätigt gefunden«.

Gad setzte mit einem Seufzer hinzu, als wäre ihm eine schwere Last vom Herzen gewichen: »Ich bin froh und in meinem Schöpfer vergnügt, dass uns der Mensch nicht wieder auf das Schiff kommt. Ich hatte in seiner Nähe stets eine Witterung von Pech und Schwefel und von noch etwas, was mir stets übel und weh machte.«

Ein Raubmordnest

An einem der letzten Tage des Hornung 1717 - einige Monate später als die zuletzt erzählten Begebenheiten - wurde gegen Abend ein Boot von nicht sonderlicher Größe und Beschaffenheit vom Sturm an die einsame Westküste von Jütland in der Gegend von Barde geworfen. Es hätte jedem Zuschauer unbegreiflich scheinen müssen, wie man an einem solchen stürmischen Wintertag, wo die Tauwinde mit furchtbarer Heftigkeit wehten, sich in solch gebrechlichem Fahrzeug auf das wild empörte Meer hinauswagen können. Aber es waren keine Zuschauer da. Regungslos lag weit und breit das unfreundliche Gestade, hier und da ragte eine Uferklippe mäßig hervor, dann breitete sich landeinwärts die öde schneebedeckte Ebene, über die der Seewind unablässig hinstrich.

Aus dem von der Gewalt des Windes und der Wellen an

das steinige Ufer geworfenen Boot krochen allmählich einige in dürftige Kleidung gehüllte Männer und wateten durch das seichte Wasser bis zum trockenen Land. Halb erstarrt vor Frost und Nässe kamen sie dort an Zwei von ihnen wiesen sich durch die Sorge, welche sie um das Fahrzeug trugen, als Schiffer aus, indem sie sich Mühe gaben, dasselbe mit Stricken näher ans Land zu ziehen und zu befestigen.

Auch blieben sie bei dem Schiffelein zurück und machten Anstalten, darin zu übernachten, während die anderen drei ihren unerfreulichen Weg landeinwärts fortsetzten. Graue, feuchte Nebel zogen über das Land und verkümmerten den betrübten Wanderern auch noch das Wenige von der Aussicht, das ihnen die Dämmerung gelassen hatte. Der kalte Wind fand an ihnen den einzigen Widerstand und piff ihnen durch die Kleider, dass ihnen das Herz im Leibe zitterte, da die grobe Linnen ihrer Beinkleider und die abgetragenen, hier und da gar zerfetzten Tuchjacken, woraus ihre Bekleidung bestand, ohnedies nicht geeignet waren, einen Menschen im Winter und Sturm zu wärmen.

Der Jüngste und, wie es schien, Schwächste dieser drei Nachtwanderer war von den Mühseligkeiten einer stürmischen Meerfahrt auch am meisten angegriffen und vermochte kaum den Schritt der beiden anderen mitzuhalten.

Schmerzhaft rief er: »So wahr mir Gott helfe! Ich glaube, dass ich diese Nacht umkomme. Das Fieber setzt mir immer heftiger zu und erhitzt mich so sehr, dass ich ins Meer springen möchte, um mir die qualvolle Glut zu kühlen, bald schmerzt mir das Mark in den Knochen vor entsetzlichem Frost. Ich fürchte, dass mich bald alle Kräfte verlassen werden und ich auf dieser traurigen Schneefläche liegen bleiben muss, um zu sterben. Courtin, dann verlasse mich nicht eher,

als bis ich tot bin. Ich beschwöre dich um Gottes und aller Heiligen willen! Hab' ich geendet, dann löse mir das Etui von der Brust und bring' es dem König von Schweden mit der Meldung meines Todes. Hörst du! Schwöre mir das erst aufs Kruzifix zu!«

»Tête-bleu!«, rief der Franzose halb unmutig, halb wehmütig, »sprecht mir doch nicht von Sterben. Solange ich Euch noch auf den Beinen sehe, wird's keine Not haben. Tretet wacker auf, Mylord, dass Euch warm wird. Gebt mir Euren Arm. Nun wird's gehen. Auch müssen wir doch in ein verdammtes Nest kommen, wo wir uns betten können, und wenn's noch so schlecht ist. Nicht wahr, Bruder Ankarfield?«

»A parole d'honneur!«, versetzte der dritte Mann. »Ich wollte gleich meine Ehre zum Pfand setzen, wir kommen bald in einen Ort, wo wir uns erquicken und ausruhen können bis zum Morgen. Wenn das Volk nur nichts von der freiherrlichen Kasse wittert. Ich denke doch nicht. Ich habe die Katze eng um den Leib gegürtet, und unter solchen Lumpen vermutet man keine zehntausend Taler.«

»Aber, mon dieu! Wie seid Ihr nur dazu gekommen, das Geld mitzunehmen? Selbst wenn es die Holländer genommen hätten, so hätten sie es dem König von Schweden bei Heller und Pfennig wieder herauszahlen müssen«, sagte Courtin.

»Ei, das steht noch sehr zu bezweifeln. Das Geld war im Haag, der Baron Görz und ich in Arnheim, als er arretiert und ins Gefängnis gesetzt wurde. Als ich nun Hals über Kopf zu Euch nach dem Haag kam, hatten die Herren Generalstaaten noch nicht daran gedacht, die Effekten des Barons in Beschlag zu nehmen und die Dienerschaft anzuhalten.

Aber wir erhielten abends einen Wink von dem, was am folgenden Tag geschehen sollte. Nun muss man eher alles fah-

ren lassen wie die Ehre. Als des Barons Kammerdiener und Chatoullier wär' ich geblieben und hätte den Herrn Generalstaaten mein Geld bis zum Pfennig zugezählt, und so hätten sie's auch zurückzahlen müssen. Doch der Lord trieb ja so gewaltig zur Flucht, dass ich nicht widerstehen konnte. Was hätt' es mir verschlagen, ich wäre geblieben, wo das Geld blieb, und sie hätten mich wieder freigeben müssen, wie das Geld. Wenn ich aber ging, musste das Geld auch mitgehen. So verlangt es meine Ehre. Gott wüsste, wer das Süm্মchen an sich genommen hätte, war ich fort. Niemand hätte etwas davon wissen wollen, und unser König, der das Geld nötiger braucht als wir alle, wäre drum gewesen. So aber übergebe ich die Katze mit meinem Beleg Sr. schwedischen Majestät, meinem großmächtigsten Herrn selbst, und habe große Ehre davon. Auf meine Ehre zu halten, hat mich meine selige Mutter gelehrt. Nun, Ihr habt sie ja gekannt, wie Ihr mir gesagt habt, und seid zur Zeit ihres Todes in Stockholm gewesen. Gott habe sie selig mit ihrer Ehre!«

»Ehrenfester Spross eines ehrenreichen Baumes«, perorierte der Franzose. »Ihr habt in Eurer hohen Weisheit nicht daran gedacht, was nun wirklich eingetreten ist, dass uns der Sturm an die feindliche Küste verschlagen könnte. Ihr hättet doch weit besser getan, das Geld den Generalstaaten zu übergeben, die es ehrenhalber wieder zurückzahlen mussten. Die Fälle mochten lauten, wie sie wollten, als dass Ihr es wahrscheinlich nun dem König von Dänemark übergeben müsst, der nichts zurückzahlt, ja Euch nicht einmal Dank dafür sagen wird.«

»Sacre dieu!«, rief der Kammerdiener ärgerlich. »Bin ich etwa daran schuld, dass wir uns in Ermangelung eines anderen Schiffes in den morschen Schachteldeckel setzten und da-

vonfahren, als wäre der leibhaftige Teufel hinter uns? Hat nicht der Lord, obgleich er selbigen Tag schon krank war - ich habe es ihm angesehen - das alles betrieben und uns animiert hat, dass wir uns in diese Lumpen steckten und heimlich wie Diebe davonschlichen? Was es nun auch mit der Gefangennahme des Barons für ein Bewandtnis haben mag, wir konnten immerhin ruhig bleiben. Freilich, wenn die Herren einen Lord in Euch entdeckt hätten, so möchte es wohl nicht so ganz ohne Gefahr für Euch abgelaufen sein.«

»Wenn man des Lords Schreibtafel genommen und geöffnet hätte«, versetzte Courtin, »so wär' er in sehr große Verlegenheit gekommen.«

Palmerston seufzte tief auf und griff mit fiebrig zitternder Hand nach dem Etui, gleichsam um sich zu versichern, dass er noch im Besitz demselben sei.

»Es wäre sicherlich mein Tod gewesen, wenn man mir das Büchlein entrissen hätte«, sagte er mehr für sich, als für die anderen mit bebender Lippe. »Gott!«, rief er gleich darauf, »ich bin nicht mehr imstande, noch drei Schritte zu tun. Es ist wahr, die Gefangennahme des Grafen hat mir einen fast tödlichen Schrecken bereitet. Wer hätte das auch nur denken sollen, an der Schwelle des Tempels, wo die Erfüllung aller Wünsche, die Gewährung aller Hoffnungen bereitet war, da noch vom neidischen Geschick erfasst zu werden! Ich bin krank, todkrank! Ich werde sterben, ach, und so ruhmlos und unbekannt meine unselige Laufbahn beschließen.«

»Peines de dieu! Ihr sollt nicht sterben!«, fluchte Courtin. »Wohlauf! noch hab' ich gute Kräfte und meinen tüchtigen Körperbau, der etwas vertragen kann. Könnt Ihr nicht mehr gehen, Mylord, so will ich Euch tragen, und wär's die ganze Nacht hindurch.«

Der treue Franzose kauerte auf den Boden nieder und lud den kranken Mann auf seinen breiten Rücken, sodass seine Arme auf der Brust und sein krankheitschwerer Kopf an dem Kopf des Bootsmanns ruhten.

»Ich habe aus lauter Liebe zu Euch«, sagte er dann, »mein geringes Los einmal an das Eurige gebunden, und es soll beim Himmel nicht eher davon abkommen, als bis der Tod mit seiner unerbittlichen Schere selbst durchschneidet.«

»Braver Bursche! Gott wird dir vergelten, wenn ich es nicht kann, und ich fürchte, ich werde es nicht können«, lispelte der Kranke.

Der Marsch ging wieder vorwärts in der Richtung, welche der gewesene Kammerdiener des Barons Görtz angab.

Dieser fluchte zuweilen und versicherte auf seine Ehre, dass er das alberne Jütland genau kenne, indem er in Hadersleben als Barbiergeselle gestanden, dass er sich aber wegen der Nacht und des Nebels durchaus nicht finden könne.

So mochten sie eine Stunde über das unwirtliche Schneefeld gegangen sein, als Ankarfield, der etwas vorausgeeilt war, jubelnd einen betretenen Pfad verkündete. Der Schluss, dass er zu einer von Menschen bewohnten Stätte führen müsse, war leicht und erfreulich. Die Gewissheit, bald ein Ziel zu erreichen, gab neue Kräfte, und so schritten sie rüstig auf dem Pfad hin. Sie waren auch nicht lange gewandert, als sie Hundegebell vernahmen und sie in der Dämmerung die Umrisse eines Hauses erkennen konnten. Der Kammerdiener war flink an der Tür und rief nach Menschen. Es wurde auch sofort Licht gemacht. Ein keckes junges Weib trat aus der Stube und fragte nach dem Begehr der späten Ankömmlinge.

»Dieu soir bénisse!«, sagte Ankarfield, »dass wir nur ein menschliches Angesicht erblicken. Wir haben uns verirrt und

suchen ein Obdach. Wir bitten Euch um Gotteswillen, gebt uns ein solches. Mehr noch als wir bedarf es der kranke Mann auf dem Rücken meines Begleiters.«

Courtin trat mit seiner Last eben in die Tür.

»Ihr seid hier in einem Gasthof«, versetzte die Frau hart und herzlos, »und wenn ihr Geld habt, könnt Ihr alles verlangen, was zur Bequemlichkeit eines Reisenden gehört, er mag gesund sein oder krank.«

»Gottlob!«, seufzte der Kammerdiener mit einem inneren Wohlbehagen auf und setzte dann unvorsichtig hinzu: »Am Geld fehlt's uns nicht.« Dabei griff er unwillkürlich nach der Geldkatze, welche Bewegung den lauernden Blicken des Weibes keineswegs entging.

»Nun, so tretet in die Gaststube«, sagte sie. »Ihr werdet noch mehr Gäste und angenehme Unterhaltung finden. Befehlt, was Ihr zu speisen wünscht.«

»Dafür wollen wir Euch sorgen lassen«, sagte der Kammerdiener und trat höflich grüßend in die Stube. Palmerston half sich von Courtins Rücken und wurde von ihm in die Stube geführt. Eine Anzahl von ungefähr zwölf Männern saß an Tischen um den ungeheuren Ofen herum und vertrieb sich die Zeit mit Karten und Würfeln.

Die Wirtin - als solche gab sich die junge Frau kund - machte für den Kranken einen Platz hinter dem Ofen, weil ihm die Kälte die Glieder furchtbar schüttelte, sodass er kaum seiner Sinne mächtig war und jeden Augenblick zu sterben glaubte. Dann ging sie, um eine warme Suppe zu besorgen. Die spielenden Männer bekümmerten sich wenig um die neuangekommenen Gäste. Ihr Gespräch bezog sich nur auf das Spiel. Dazu tranken sie Branntwein aus hölzernen Krügen. Aus ihren wüsten Gesichtern war nicht viel Erfreuliches zu lesen,

ebenso wenig konnte man aus ihrer geringen Kleidung oder aus sonst etwas abnehmen, was ihr Gewerbe sei und weshalb sie in solcher Anzahl hierhergekommen waren. Ankarfield vermutete, dass in der Nähe ein Dorf liege, und dass diese Gäste, obgleich sie nicht wie Bauern aussahen, von dorther hier zusammengekommen seien. Er rückte daher, während Courtin mit seinem Herrn beschäftigt war, näher und redete den ihm zunächst Sitzenden an.

»Permission, Monsieur! Ihr seid wohl vom nächsten Dorf?«

Der Kerl sah ihn mit großen Augen an und sagte dann mit einem widrig schlaun Gesicht: »Woher kommt Ihr denn, dass Ihr nicht wisst, wo Ihr seid? Eure Frage und Eure Sprache, die mehr schwedisch klingt als dänisch, verraten zur Genüge, dass Ihr mit diesem Land unbekannt seid. Auch stehen Eure französischen Wörter im Widerspruch mit Euren Kleidern.«

»Wollt mir zuvor gefälligst auf meine Fragen antworten. In welcher Gegend von Jütland befinden wir uns eigentlich?«

»Auf der jütländischen Heide. In einem Umkreis von mehreren Meilen ist an kein Dorf zu denken. Drum sagt, Schwede, woher kommt Ihr, wohin wollt Ihr?«

Der Kammerdiener erzählte ein Gemisch von Wahrheit und Lüge. Die Männer warfen sich bedenkliche Blicke zu. An dem Tisch, an welchen sich Ankarfield gesetzt hatte, hatten sie die Karten weggelegt und fingen damit an, den Kammerdiener auszufragen und in seinen Antworten zu verwirren. Unterdessen war einer hinausgegangen. Dieser redete, wiederkommend, mit einer den anderen wohlverständigen Augensprache. Ankarfield sah sich in ein Gespräch verwickelt und ganz von den Männern umgeben. Er hatte sich und seine Kameraden für Schiffer ausgegeben.

»Wir sind Schiffer, Patron«, rief einer. »Lasst doch sehen, ob die anderen auch solche Lügenhunde sind.«

Und damit wandten sie sich zu Courtin, der sich aber so seiner kauderwelschen Sprache weit besser als Seemann auswies. Mit dem kranken Palmerston war nicht zu sprechen. Man ließ den Franzosen also ferner ungeschoren und wandte sich zu dem Schweden.

»Wisst Ihr, Mann, wie wir Euch tun würden, wenn wir auf dem Wasser wären?«, sagte der eine, welcher draußen bei der Frau gewesen war. »Wir würden Euch beim Hosenbund fassen und von Bord hinab ins Wasser tauchen, dass die Flut über Euch zusammenschläge, um Euch den Lügengeist auszuwaschen. Seht so!«

Und damit ergriff er ihn mit starker Faust hinten bei der Geldkatze und hob ihn in die Höhe, dass der erschrockene Kammerdiener aufschrie. »Lasst mich los! Ich bin ein Barbier.«

Die anderen lachten und setzten sich wieder zum Spiel.

Der handgreifliche Kerl sagte trocken: »Eh! Ihr morgen abreist, guter Freund, sollt Ihr mir den Bart abnehmen.«

Durch die wohltätige Wärme des Ofens neu belebt und durch den Angstruf des Kammerdieners ermuntert, schlug Palmerston die Augen auf und richtete sie auf die Gesellschaft. Da war's ihm nicht anders, als seien seine Sinne von einem wunderbaren Spiel wirrer Phantasie befangen, denn er glaubte einige Augenblicke lang in Hamburg im Kaffeehaus unter den dänischen Werbern und ihren Spionen zu sein. Dann wollte es ihm wieder bedünken, als sei er in Stockholm in der Schenkstube der Frau Ankarfield, denn all diese wüsten Gesichter an den Tischen kamen ihm bekannt vor. Indem er sich anstrengte, mit sich selbst ins Klare zu kommen,

brachte die Wirtin die Suppe und rief hinter den Ofen: »Kommt hervor und erquickt Euch.« Kaum aber hatte er sich auf den für ihn bestimmten Platz geschleppt, als er in dem ihm gegenüber am anderen Tisch sitzenden Mann den Spion erkannte, den er in Hamburg als dienstbaren Geist des Werbelieutenants Kreuz und in Stockholm als Seemann getroffen, den er das Schermesser aus der Kapsel der Frau Ankarfield hatte nehmen sehen, welches man nachher neben dem damit ermordeten Diener seiner Schwester gefunden hatte. Diese Entdeckung jagte ihm einen Schauer nach dem anderen durch die Seele und über den Körper. Er konnte kaum den hölzernen Löffel halten, womit er die Suppe verzehren wollte. Auch war ihm die Kehle wie zugeschnürt. Er fischte deshalb, um sich den Anschein der Unbefangenheit zu geben und um Zeit zu gewinnen, sich zu fassen, mit dem Löffel in der Suppe herum und tat so, als speise er davon. Da bemerkte er zu seinem neuen Schrecken, dass eine fettige grüne Materie auf der Suppe schwimme, welche nicht zu den wesentlichen Bestandteilen derselben gehöre. Seine medizinischen Kenntnisse bestätigten gar bald den Verdacht, dass ein gemeines Gift in der Suppe sei.

»Courtin«, sagte er, »rücke mir doch den Stuhl etwas näher an den Tisch. Ich sitze nicht bequem.«

Der dienstfertige Franzose tat es. In demselben Augenblick flüsterte ihm Palmerston in das nah an dessen Mund gekommene Ohr: »Gift!« Und deutete mit den Augen auf die Suppe.

Der schlaue Bootsmann verstand, und als gleich darauf auch für ihn und Ankarfield das Essen kam, ließen sie die Suppe aus ihren Löffeln unbemerkt in das unter dem Tisch liegende Stroh laufen.

Der von Palmerston erkannte Spion fand es nicht für nötig,

sich zu verbergen. Vielmehr rief er mit einer gewissen Freundlichkeit, gleichsam als fände er einen alten Bekannten: »Ei, da treffen wir uns ja schon wieder, guter Freund. Heißt Ihr nicht Flaxmann? Ihr wollt wohl nach Kopenhagen, um dem dänischen König Eure Schuld abzutragen? Das ist redlich von Euch gedacht und gehandelt.«

»Was habt Ihr hier zu tun?«, fragte der Lord.

»Wie Ihr doch verdammt neugierig seid!«, höhnte der Kerl. »Ich liege hier und warte das Wetter ab, um auf Heringsfang zu gehen. Wisst Ihr's nun? Ich hab' Euch noch nicht um Euer Gewerbe gefragt, obgleich ich wohl weiß, dass Ihr ein einträgliches habt. Wir sahen uns in Stockholm nicht wieder, weil Ihr, wie ich hörte, dem Kammerdiener der reichen Engländerin ein blutiges Halsband mit blankem Stahl gemacht und der Dame selber eine bleierne Pille eingegeben habt, um ihre Goldfuchse zu fangen. Freilich, ein Fuchsjäger hat einen besseren Lohn als ein Heringsfänger.«

Die Gesellschaft belachte den rohen Witz. Dem Engländer wurde aber nur schlimmer zumute. Der Gedanke, vom Mörder des englischen Kammerdieners selbst auf dessen Mord angeklagt zu werden, hatte für Palmerston so viel Schreckliches, dass ihm die Sinne vergingen und er ohnmächtig in die Arme des herbeigesprungenen Courtins sank. Dieser verlangte von der Wirtin ein eigenes Zimmer mit drei Betten, wohin er den Kranken bringen wollte.

»Ich kann Euch nur eine Kammer mit zwei Betten geben«, sagte sie. »Der dort«, setzte sie auf Ankarfield deutend hinzu, »muss in einer Bodenkammer schlafen.«

»Wir schlafen alle drei zusammen«, versetzte dieser, »und haben unser zwei für diese Nacht auch in einem Bett Platz.«

»Es geht nicht an!«, belferte die Wirtin heftig. »Doch wie Ihr

wollt«, fuhr sie sanfter fort, als befürchte sie, sich zu verraten.

Sie ging mit der Leuchte voran. Ankarfield und Courtin fassten ihren Begleiter, um ihn zu tragen. Sie mussten durch einen hohen und geräumigen Hausflur, in welcher allerlei Wirtschaftsgerät, leere Fässer und dergleichen umher stand, dann eine steile Stiege hinauf und auf einem offenen Gang hin bis zur Kammertür. Der Gang lief im inneren Raum des Hofes hin, und Courtin besah sich die Höhe, die nicht beträchtlich war. Soviel er in einigen Augenblicken unterscheiden konnte, war der Hof hinten zugebaut. Die Wirtin öffnete die Kammer, der Kranke wurde in ein Bett gelegt. Die Frau wich nicht von der Stelle.

»Stellt das Licht auf den Tisch«, sagte Ankarfield zu ihr.
»Wir bedürfen Eurer Hilfe nicht mehr.«

»Nein!«, versetzte sie trotzig. »Das Licht kann ich Euch nicht lassen. Die Hütte ist von Balken und Brettern zusammengezimmert, die ganze Kammer liegt voll brennbaren Zeugs, und wenn ein einziger Funken abfiele und das kleinste Fädchen finge Feuer, so brannte in ein paar Minuten das ganze Nest wie eine Fackel.«

»Wir wollen uns mit dem Licht vorsehen. Ihr könnt Euch auf die Gewissenhaftigkeit zweier Männer verlassen.«

»Ihr gebt mir kein neues Haus, wenn mir das abbrennt. Ihr hättet mir eben das Aussehen dazu. Das Licht kann ich Euch auf keinen Fall lassen. Legt Euch zu Bett oder ich gehe fort und lass Euch im Dunkeln stehen.«

»So habt doch Vernunft, Frau. Ihr seht da den todkranken Mann. Er kann uns ja in dieser Stunde noch sterben und schwerlich wird er das Tageslicht wiedersehen. Sollen wir ihn im Dunkeln dahinfahren lassen.«

»Das Licht wird ihn auch nicht halten«, sagte die Wirtin

kurz und schlug die Tür zu.

Nun hatten die drei Reisegefährten Gelegenheit, sich über ihre schwierige Lage zu beraten. Auch Palmerston war wieder zur Besinnung und wie durch eine wunderbare Fügung zu einigen Kräften gekommen.

»Dass wir in eine Mörderhöhle geraten sind, leidet keinen Zweifel«, sagte er. »Es kommt darauf an, uns wieder herauszufinden. Bleiben wir diese Nacht, so erlebt keiner von uns den Morgen.«

Das sahen die beiden anderen auch ein.

»Aber wie kommen wir hinaus?«, fragte Ankarfield. »Wenn Ihr gesund wäret, Mylord, und könntet Euch eine Strecke forthelfen, so wäre Flucht möglich. Wir sprängen in den Hof hinab und suchten einen Ausgang aus demselben.«

»Dies bin ich nicht imstande. Nicht drei Schritte vermag ich zu gehen«, versetzte der Engländer mit schwacher Stimme. »Rettet Euer Leben, Freunde, mich lasst im Stich. Mein Leben wäre wahrscheinlich ohnedies bald abgelaufen. Was liegt an einer Stunde mehr oder weniger meines elenden, kummervollen Daseins? Ihr vermögt mich nicht zu retten, wohlan, so rettet Euch selbst!«

»Nimmermehr!«, sagte Courtin entschieden. »Lieber will ich mit Euch sterben. Monsieur Ankarfield, geht Ihr allein.«

»Ach Gott! Mit Freuden! Wenn ich doch nur wüsste, wohin?«, meinte der verzagte Barbier weinend. »Ich muss meine Ehre retten und mein Geld. Wenn das nicht wäre, so würde ich auch bei Euch bleiben und mit Euch sterben. Am Leben liegt mir nichts, an der Ehre alles. Hilf Himmel, wenn ich hier todgeschlagen würde und kein Hahn danach krähte, so würde man sagen: Er ist damit durch die Lappen gegangen. Der Name Ankarfield wäre mit Schande überdeckt. Meine Ehre

wäre für ewig mit mir begraben. Und was würde der Herr Baron sagen? Und vollends des Königs Majestät? Meine Mutter würde sich im Grabe umdrehen.«

»Ja, so geht nur, Herr, und macht, dass Ihr fortkommt!«, sagte der Franzose barsch.

»Wohin denn? Wohin denn? Ich weiß bei meiner Ehre nicht wohin?«

»Tête bleu! Der Nase nach. Geht vor die Kammertür, springt in Gottes Namen in den Hof hinab und sucht Euch dann weiter fortzuhelfen. Aber damit ist uns noch nicht geholfen, Mylord«, wandte sich der Bootsmann zum Kranken. »Sollen wir uns ruhig hier totschiagen lassen, wie in der Falle gefangene Mäuse? Nimmermehr!«

»An meine Flucht denke nur nicht«, versetzte Palmerston. »Was helfe sie? Ich würde draußen sterben. Auch liegt mir, bei Gott, nichts mehr am Leben, seit meine Pläne von Neuem so gänzlich gescheitert sind. Nur einen Wunsch habe ich noch, und dessen Erfüllung verlange ich von dir. Schwöre mir zu, zu tun, was ich dir befehle, um was ich dich flehentlich bitte.«

»So war mir Gott helfe, die reine Jungfrau und ihr benedicteter Sohn!«, sagte Courtin feierlich, »ich will tun, was Ihr von mir begehrt, Mylord.«

»Wohlan so nimm dieses Etui. Es ist mein einziger Wunsch, dass es nicht in profane Hände komme, dass man nach meinem Tod keinen Missbrauch damit treibe. Es enthält das Heiligtum meines Lebens.« Mit diesen Worten zog er die rote Schreibtafel hervor, überreichte sie dem treuen Bootsmann und fuhr fort: »Nun gehe wieder in die Wirtsstube hinab und sage, ich sei eben im Sterben begriffen. Dadurch gewinnst du jedenfalls Gelegenheit, aus dem Haus zu entwischt. Ich aber

will mich tot stellen, und das wird den Mördern nicht auffallen, da sie uns Gift gegeben haben. Suche so schnell wie möglich einen Ort zu erlangen, mache eine Anzeige und komme mit Hilfe hierher. Ist es Gottes Wille, so lebe ich noch, und du kannst dann weiter für mich sorgen. Findest du mich tot, so begrabe mich und bringe das Etui dem Fräulein Christine von Ove, Hofdame der Königin von Dänemark. Sag ihr, dass ich sie bis zum Tod heiß geliebt habe und das sie dies Büchlein zum Andenken an den Unglücklichsten aller Menschen aufbewahren, aber nie einen Menschen sagen möge, welches sein Inhalt sei. Sag ihr das! Und nun geh! Doch nein, das Kreuzifix gib mir daraus. Ich will es auf meine Brust legen und beten.«

Er öffnete das Büchlein zitternd beim Dämmerlicht, den das schwache Schneelicht durch das einzige alte Fenster der Kammer warf, und nahm das Kreuzheilandbild heraus, drückte es an seine bebenden Lippen und übergab dem weichgewordenen Bootsmann die Schreibtafel.

In diesem Augenblick ging die Tür wieder leise auf und der furchtsame ehrliebende Kammerdiener, welcher während des Gesprächs der beiden von Angst hinausgetrieben worden war, kam wieder hereingeschlichen. Die Totenblässe seines Gesichts und sein zu Berge gestäubtes Haar vermochten die beiden anderen nicht zu erkennen, wohl aber hörten sie das Klappern seiner Zähne. Kaum war es ihm möglich, einige abgerissene Worte zu flüstern.

»Ich denke, Ihr seid mit Eurer Geldkatze schon lange im freien Feld?«, fragte Courtin.

»Ach Himmel!«, versetzte der andere. »Ich gehe auf den Gang hinaus und suche mir mit den Händen tappend eine bequeme Stelle zum Hinablassen, da gerate ich am Ende des

Ganges an eine Tür und vermute, es möchte hier eine Treppe in den Hof hinabgehen. Die Tür ist nicht verschlossen, ich gehe hinein und fühle und fühle, bis ich mit dem Fuß an einen Gegenstand stoße. Ich bücke mich danach und greife in ein kaltes Gesicht. Es liegen noch mehr Leichen in der Kammer. Parole d'bonneur! Ich kann vor Schrecken kaum stehen.«

»Das sind Fremde, die heute oder in der vorigen Nacht erschlagen worden sind«, sagte Courtin. »Mir kommt ein guter Gedanke. Führt mich in die Kammer. Nehmt Ihr eine Leiche, ich nehme eine. Wir legen sie zusammen ins Bett. Ihr springt dann in den Hof hinab, und ich will Euch dazu behilflich sein. Ich gehe dann in die Wirtsstube und melde den Tod des Lord, und sehe zu, dass ich Euch nachkomme.«

Es geschah, wie der Franzose angegeben hatte. Mit der größten Vorsicht wurden aus der Mordkammer ein Paar Leichname herausgezogen, in die Schlafkammer gebracht und hier zusammen ins Bett gelegt. Nun ließ Courtin an einem zum Strang gedrehten Laken den Kammerdiener in den Hof hinab und ging noch einmal zu Palmerston.

»Mylord, ich gehe. Behüte Euch Gott!«

»Er begleite dich!«, stöhnte der Kranke.

Mit leisem Frösteln und Zittern tappte Courtin zur Treppe und rief dabei so laut wie möglich: »He! Holla! Licht her!«

Es dauerte auch nicht lange, als die Wirtin schimpfend aus der Stube kam.

»Was habt Ihr vor, Ihr unruhiger Nachtvogel?«, rief sie ent-rüstet.

»Ach, liebe Frau Wirtin«, flehte Courtin, »unser kranker Begleiter ist soeben gestorben. Ich bitte Euch sehr, gebt uns ein Licht. Uns graust bei dem toten Mann.«

»Was geht das mich an?«, erwiderte das Weib. »Das Licht

kann ihn nicht wieder lebendig machen, und so Ihr ein Furchthase seid, so wird Euch das Licht keine Herzhaftigkeit einflößen. Packt Euch ins Bett oder ich lass den Hund los, der soll Euch hineintreiben.«

Damit ging sie wieder in die Stube und schlug die Tür zu. Courtin hatten während ihrer Worte nach einem Ausgang umhergespäht, aber nichts entdeckt. Doch hatte er nicht umsonst die leeren Fässer im Hausflur gesehen. Er horchte noch einmal in den Hof hinab. Da er aber dort nicht das leiseste Geräusch vernahm, so mutmaßte er, dass Ankarfield glücklich entkommen sei. Anfangs wollte er ihm nach, doch hielt ihn die Liebe zum Lord und eine gewisse französische Neugierde, zu erfahren, was aus der Sache werden möchte, zurück. Er zog es vor, auf den Zehen in den Hausflur hinabzuschleichen und in eins der großen Fässer zu schlüpfen. Hier verhielt er sich ruhig und wartete nicht ohne Herzklopfen über zwei Stunden. Da - in der Mitternachtsstunde - ging die Tür auf und zwei der Mordgesellen traten heraus, jeder ein Beil in der Hand. Das Weib leuchtete ihnen vor. Der Spion war dabei.

»Einen Schlag hat uns Trudes Suppe erspart«, sagte dieser, »und wahrlich, es ist gut, dass ihn Gevatter Hain ausgespannt hat. Er hätte mich gedauert, wenn er das Beil hätte kosten müssen. Den beiden anderen Schlingeln ist's eher zu gönnen.«

»Zumal dem mit der Geldkatze«, sagte der andere. »Schlagt nur beide zugleich zu«, bemerkte das Weib, »dass nicht einer entwischt. Ich will den Hund loslassen aus Vorsorge.«

Damit stellte sie das Licht auf die Treppe, unweit dem Fass, in welchem Courtin verborgen war, ging zur Haustür, öffnete und trat hinaus. Gleich darauf kam sie zurück, von einem

großen Hund gefolgt. Die Tür wurde nicht wieder verschlossen. Sie ergriff das Licht, und die beiden Männer samt dem Hund gingen ihr nach, die Stiege hinauf. Kaum hörte Courtin ihre Schritte verhallen, als er aus dem Fass schlüpfte und mit einigen schnellen, auf den Zehen ausgeführten Schritten die Tür erreichte. Einen Augenblick darauf war er im Freien. Gewandt wie ein Aal drückte er sich rasch an dem Haus entlang und lief dann, was er vermochte, auf dem Fußpfad fürbass.

Rettung aus Todesgefahr

Der Engländer lag in einem Zustand, der fast der Bewusstlosigkeit gleichkam. Seine Glieder waren kalt und starr, kaum fühlte er noch den leisen Pulsschlag seines Herzens. Doch seine Seele zuckte, von Angst getrieben, ohne dass sie sich selbst hätte klar bewusst werden können. Endlich vernahm er Geräusch und sah beim dürftigen Schneeschein, wie die ihm gegenüberstehende Wand zurückwich. Einen Augenblick darauf vernahm er den Schall zweier Schläge, mit den Mordäxten auf die Schädel der beiden Leichen fast zu gleicher Zeit geführt, und dieser Ton schnitt ihm so durch die Seele, dass ihn die Besinnungskraft verließ. Als er wieder zu sich kam, mochte wohl über eine Stunde verflossen sein, und er hörte einige Stimmen. Ein matter Lichtstrahl von einer trüben Laterne blitzte ihm weither ins Auge.

»Die Kerle sind schon eiskalt, die haben's kurz gemacht«, sagte eine raue Männerstimme.

»Ich will die beiden Burschen auf mich nehmen«, versetzte eine andere. »Geh, Iwer, nimm du den da drüben. Vor Gestorbenen entsetz' ich mich, weißt du.«

Damit wurden die beiden Leichen aus dem Bett gezogen.

»Das Geld wird Frau Trude schon selbst suchen«, sprach der Erste lachend. »Darauf versteht sie sich herrlich. Sie hat eine Nase wie ein Spürhund.«

Palmerston wurde von einer starken Faust bei der Brust ergriffen und auf den Rücken des Mannes geworfen. Durch die zurückgeschobene Wand ging es nur ein paar Schritte weiter, und sie waren in der Fleischkammer, wie die Mörder den Ort nannten, wo die Leichen bis zum Entkleiden und Verscharren aufbewahrt wurden. Palmerston wurde abgeworfen, die beiden Leichen kamen über ihn zu liegen. Die Träger verließen nach einigen rohen Scherzen den schauerlichen Ort wieder, wo der Scheintote mit einem Blick noch mehr Leichen gesehen hatte. Ein widriger Totengeruch wehte ihn an, die Schauer des Grabes rieselten durch seine Gebeine. Die eiskalten Glieder der Toten an ihm verursachten ihm einen Schmerz, der fast dem glich, als ob er mit einem glühenden Eisen gebrannt würde. Da lag der Unglückselige, der durch Gesetz und Recht zu einem hohen Los bestimmt gewesen war, unter einem Haufen gemordeter Männer, allein ein Lebender, von menschlicher Hilfe verlassen, krank und elend, an seinem trüben Geschick verzweifelnd und ohne Hoffnung. Das bleiche Licht der Mondssichel, welche unterdessen aufgegangen war und mit kalter Teilnahmslosigkeit durch die Fensterlücke in die Kammer sah, zeigte ihm die Stätte des Grauens, in welche ihn verruchte Hände geschleudert hatten. Und schon fing etwas wie Wahnsinn in seinem Gehirn sich zu regen an. Er griff um sich und stieß die Leichen mit Verwünschungen von sich. Nicht mehr imstande, an Vorsicht zu denken, würde er verloren gewesen sein, wenn nicht die ewige Vorsicht seiner gedacht hätte.

In diesem Augenblick erhob sich vom Hof her ein klägliches Jammergeschrei. Der Hund schlug stark an, dann war er still und winselte zuweilen. Das Geschrei dauerte aber fort. Gleich darauf hörte Palmerston Stimmen im Haus. Man rief auf den Hof hinaus.

»Was ist das? Wer jammert und wehklagt so?«

»Der Barbier! Der Barbier, der gestern Abend gekommen war«, lautete die klägliche Antwort.

Kaum hatten die Mörder die ersten Worte vernommen, als einer rief: »Hab' ich's nicht gesagt? Es ist ein Werwolf oder ein Spukgeist! Der Flaxmann galt als ein Zauberer und schwarzer Magier. Der macht den Spuk.« Kaum hatte Palmerston diese Worte vernommen, als er aufsprang, die Leichen in der Kammer polternd übereinander warf und ausrief: »Ja, ja er ist der Zauberer! Er ist von den Toten auferstanden und kommt, um euch die Hälse umzudrehen!«

»Flieht!«, rief der Sprecher - der Spion - in wildem Entsetzen.

Hals über Kopf, einer über den anderen, purzelte die ganze Schar der Tür zu. Wer nicht zur Tür hinaus konnte, sprang zum Fenster hinaus. Eine Minute darauf war das Haus leer, und Palmerston ging frei und ungehindert durch den Hausflur zu der offenen Tür hinaus. Er sah die geängstete Rotte fliehen und wählte den entgegengesetzten Weg. In der Aufregung seiner Lebensgeister und allein mit dem Gedanken an seine Rettung beschäftigt, allein von dem Wunsch beseelt, nur jetzt nicht zu sterben, dachte er über jenem Jammergeschrei, dem er doch eigentlich seine Rettung verdankte, nicht weiter nach, sondern eilte nur so schnell er konnte, von der Stätte des Schreckens. Die frühere Schwäche war von ihm gewichen, die Eiseskälte aus seinen Gliedern verschwunden.

Nichts hinderte ihn an der Eile, mit welcher er seinen neuen Lauf begonnen hatte. Und so tastete er auf dem betretenen Weg fort. Als der Morgen dämmerte, sah er einen Ort vor sich liegen. Aber seine Kräfte wichen abermals. Der heftigsten Anspannung folgte nach den Gesetzen der Natur eine verhältnismäßig noch stärkere Abspannung. Noch ehe er den Ort erreichen konnte, sank er aller Kräfte bar und ledig zu Boden. Zwar versuchte er den Schnee zu lecken und sich dadurch wieder etwas zu beleben, aber die Sinne vergingen ihm, er konnte sich der betäubenden Mattigkeit nicht erwehren. Es kam über ihn wie ein süßer Schummer. Eine leuchtende Engelsgestalt trat mit Christines freundlichen Zügen zu ihm und ließ aus dem Kelch der Lilie, die sie an langem grünem Stängel in der Hand hielt, einen Tropfen duftender Narden in seinen Mund träufeln.

»Es ist der Tod, der Genius des Friedens«, dachte der Unglückliche. »Sei willkommen!«

Das Geschrei im hinteren Hof kam wirklich von dem Kammerdiener Ankarfield. Dieser furchtsame Mann war, nachdem er glücklich im Hof angelangt war, lange Zeit still und in Zittern und Zagen in einem Winkel stehen geblieben und hatte sich aus Furcht, ein Geräusch zu machen und sich zu verraten, nicht getraut, sich zu regen, geschweige denn einen Weg zur Flucht zu suchen. Als die Mörder ihr Bubenstück zu verüben meinten, stand er noch immer in seinem Winkel. Erst als es wieder ruhig geworden war, versuchte er eine Tür zu öffnen. Aber das leiseste Knarren derselben jagte ihm Todeschrecken ein, er stand davon ab und blieb unschlüssig und mit der Marter der Todesangst auf seiner Stelle. Hier hörte er einen Teil des Gesprächs der Mörder, aber auch dies vermochte ihn nicht fortzubringen. Er war wie gebannt.

Als endlich der aufgehende Mond den Hof beleuchtete, entdeckten seine umherirrenden Augen ein kleines Häuschen. Er vermutete, es mochte ein Brunnen sein und täuschte sich nicht. Es war der mit zwei Eimern versehene Ziehbrunnen, von denen der eine an langer Kette unten im Wasser hing. Ankarfield glaubte sich in diesem Brunnen am sichersten verbergen zu können, und er hatte den Gedanken kaum gedacht, als er auch schon begann, mit den Fußspitzen in die Lücken der Mauer zu treten. Mit der einen Hand die Kette, mit der anderen sich an der Mauer haltend, stieg er, von Todesangst getrieben, einige Fuß tief. Da er sich aber allein auf das Gefühl seiner Fußspitzen verlassen musste, so war er nicht sicher, in den Brunnen zu stürzen. Er klammerte sich also nur umso fester an die Kette an. Als er einige Minuten gestanden hatte, wurde es ihm notwendig, seinen Stand zu ändern. Er fühlte mit dem einen Fuß und konnte keine Spalte in der Mauer finden. Da glitt er auch mit dem anderen Fuß aus und rutschte, die Kette im größten Schrecken mit beiden Händen fassend, einige Spannen lang hinab. Nun hing er in dieser verzweiflungsvollen Situation zwischen Himmel und Erde. Die Mauer des Brunnens vermochten seine zitternden Füße kaum mehr zu erreichen, aber so oft er auch daran kam, so wick die Kette zurück. Es war ihm sonach unmöglich, mit der Fußspitze wieder eine Lücke in der Mauer zu entdecken und zu benutzen. Er glaubte den sicheren Tod vor Augen zu haben. Er konnte ja nicht wissen, wie tief der Brunnen war. Schwarz und entsetzlich gähnte ihn sein hohler Schlund von unten herauf an. Es war ihm nicht anders, als zerrte ihn jemand bei den Beinen hinab. In seinem armen Kopf schwindelte es, die Kräfte drohten ihn zu verlassen. Die Kette in seinen krampfhaft zusammengespannten Händen brannte ihn,

als ob sie glühend werde. Nun, nun war der Augenblick gekommen, wo die Krone seines Lebens zu schwanken begann. Die Liebe zum Leben verdrängte die Liebe zur Ehre. Er philosophierte kurz so: »Ersäufst du in dem abscheulichen Brunnen, so erhält König Karl das Geld doch nicht, und du giltst bei aller Ehrlichkeit nach deinem Tod doch für einen Schurken. Besser du lebst und gibst das Geld den Mördern. Von der Barmherzigkeit des Brunnens ist nichts zu hoffen, wohl aber noch von der der Menschen. Wenn die Blutzapfer das viele Geld sehen, schenken sie dir wahrscheinlich dein armes Leben.« Und somit fing er denn an, aus vollem Hals so kläglich wie möglich zu schreien und zu winseln. Aber sein dumpf klingendes Geschrei hatte eine ganz andere Wirkung, als er beabsichtigte. Als nun niemand kam, versuchte der Arme mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte, sich selbst zu helfen. Im Augenblick der höchsten Gefahr entwickelte er eine riesige Stärke. Und so zog er die Last seines eigenen Leibes mit seinen Händen an der Kette empor und gelangte bis zur Walze, an welcher die Eimer liefen. Noch ein Ruck und er stand wieder im Hof. Die überstandene Angst hatte die frühere vor den Mördern verdrängt. Er schlich an die Hoftür und horchte. Nichts regte sich. Das Haus war wie ausgestorben. Nun wagte er sich in den Hausflur. Alle Glieder schlugen ihm, die Zunge klebte ihm am Gaumen. Er getraute sich nicht zu atmen. Er hörte nichts. Der Mondschein zeigte ihm die offene Haustür. Er schlich leise wie die Nacht durch den Hausflur und huschte hinaus. Nun stürzte er wie ein vom Jäger verfolgtes Wild davon. Einen anderen Weg als Palmerston einschlagend, gelangte er am anderen Tag an das Ufer des Kattegat. Hier gewann er einen armen Fischer, der ihn in einem Boot an die schwedische Küste übersetzte.

Liebeseugen

Der bewusstlose Engländer wurde von Tagelöhnern gefunden und zum Pfarrer des Ortes gebracht. Hier fiel er in ein hitziges Fieber und lag mehrere Wochen lang mit dem Tode ringend darnieder. Erst als der Frühling seinen segensbringenden Odem über die Erde hauchte, durfte er daran denken, seinen Wanderstab weiterzusetzen. Während der Zeit seiner Genesung hatte er sich oft mit seinem teilnehmenden Wirt, dem Pfarrer, unterhalten, und dieser hatte auf unschuldige Weise des Engländers Liebe und den Namen seiner Geliebten entdeckt. Von der Dürftigkeit des Wiedergenesenden gerührt und von der Sorge um sein ferneres Wohl bewogen, hatte der würdige Mann heimlich an Christine von Ove geschrieben. Eines Tages fuhr ein Wagen vor dem Pfarrhaus vor. Ein Mann stieg aus und kündigte sich als Haushofmeister im Hause des Statthalters von Gabel und als Christines Abgesandter an. Er brachte von Christine Briefe an den Pfarrer und an Palmerston. Der Letztere, höchlichst überrascht, verschlang die Zeilen, deren Geist sich ihm wie ein lebenspendendes Fluidum mitteilte. Sie schrieb ihm, wie sie von seinem treuen Begleiter Courtin das Etui mit der Nachricht seines wahrscheinlichen Todes erhalten und sich der stillen Trauer über ein so trübes Geschick überlassen habe, aus welcher sie nun des Pfarrers Brief umso angenehmer gezogen und ihr die Hoffnung des Wiedersehens umso süßer bereitet haben. Ferner, dass der Statthalter sein in der Nähe der Stadt liegendes Gartenhaus zu seinem Empfang einrichten lasse. Dort habe er Muße, im Schoße des Frühlings, frei von kleinlichen Sorgen, seine Genesung abzuwarten. Palmerston sah in der ersten Aufwallung der Freude nicht die schüchterne Feinheit, womit

jedes Wort des Briefes abgewogen war. Er nahm gerührt von dem Pfarrer Abschied, dessen Wohltätigkeit durch die Hand des Haushofmeisters vergolten ward und eilte viel tausendmal auf Amors Flügeln der Geliebten zu, ehe der Wagen über den Kattegat gesetzt wurde und Kopenhagen erreichte.

Verblichen waren nun wieder alle Bilder von Schlachten und Siegen, Macht und Größe, die schimmernden Geburten der Nachtseite der Phantasie vor den Strahlen der Liebessonne, die rein und stark am blauen Himmel seiner Zukunft aufgegangen war. Es waren wieder die zarten weichen Fäden der Hoffnung auf ein stilles, häusliches Glück, die ihn, den vor wenigen Wochen noch an allem Bezweifelnden, von Neuem an das Leben und seine edlen Freuden banden.

Die schönen Gegenden der Insel Rügen schwebten ihm wieder vor, oder er dachte daran, in einer der heimlichen Buchten an den Ufern Schwedens oder Norwegens ein stilles Haus zu bewohnen und mit seiner Christine darin glücklich zu sein und sich nie mehr zu bekümmern um den Streit der Könige der Erde. Dieser Wechsel der Gefühle und Überzeugung und die Heftigkeit, mit welcher er das eben Erfasste gleichsam umstrickte, entsprang teils der Wankelmütigkeit seines Charakters, teils seinem bösen Schicksal, das ihn anfangs in eine andere Bahn warf, für die ihn weder Recht noch Gesetz, noch seine eigene Neigung bestimmten. Und da auch die Letzteren miteinander im schroffsten Widerspruch standen, und das Schicksal nie müde ward, ihn aus einer Lebenslage in die andere zu schleudern, so beherrschte diese Unbeständigkeit endlich sein Gemüt so sehr, dass man ihn heute wie ein Kind sanft und weich, morgen wie einen Krieger rau und hart, heute von Schlachten träumend, morgen sich nach der friedlichen Flur unter Lämmer sehnd, fand.

Glücklich kam er im Landhaus des Vizestatthalters an, desselben Mannes, in dessen Haus er schon Gastfreundschaft genossen, dessen Tochter er zu lieben gewöhnt, die er hatte rauben lassen, um sie zur Liebe zu zwingen, oder um sich wegen vermeintlichen Hohns an ihr zu rächen, dessen Pfllegetochter er wirklich geliebt hatte, nach deren Kuss er nun schmachtete. Er fühlte sich wohl, als er wahrnahm, dass die Hand zarter Teilnahme alles für seinen längeren Aufenthalt bequem und freundlich eingerichtet hatte. In zwei prächtig ausgestatteten Zimmern fand er eine auserlesene Bibliothek, eine Laute und eine Flöte mit den besten Musikalien, in seinem Wohnzimmer duftete manche Blume, und sein Auge las manche schöne Bedeutung aus ihrer Zusammenstellung. Ein junger Mann hatte ihn aus dem Wagen gehoben und sich ihm als sein Diener vorgestellt. Im Zimmer selbst empfing ihn ein vornehm gekleideter Mann, den er als den Hausarzt des Statthalters wiedererkannte. Dieser erkundigte sich nach dem Befinden des Lords, verordnete und sagte seinen täglichen Besuch zu. Aber weder der Vizestatthalter noch dessen Mündel erschienen, ihn zu begrüßen. Als er am anderen Morgen erwachte, fiel es ihm schwer aufs Herz, dass er Christine noch nicht gesehen hatte, und er fragte den Diener mit einer nicht zu überwindenden Schüchternheit nach ihr. Er zitterte, als er ihren Namen aussprach.

»Das gnädige Fräulein erwartet nur Eurer Lordschaft Befehl«, versetzte der Diener, und diese Antwort erregte in Palmerstons Brust ein wehes Gefühl.

»Sag ihr, dass ich ihrer mit Sehnsucht harre«, versetzte er, und der Diener ging.

Nach zwei quälend langen Stunden erschien der Diener wieder und meldete, Fräulein von Ove ließe um Erlaubnis

bitten, Sr. Gnaden aufwarten zu dürfen. Ihm war, als würde ihm ein Stück vom Herzen geschnitten. Der Augenblick war da, nach welchem sich seine Seele gesehnt hatte. Die Liebliche sollte ihm gegenüberstehen, die er als den Eckstein betrachtete, auf welchen er den festen Bau seines stillen Glücks aufzuführen gedacht hatte, und diese Kälte, welche die jungen, sorgsam gepflegten Sprösslinge seines neuen Lebensmutes für immer mit eisigem Hauch zu verderben drohte! Er eilte ohne ein Wort zu erwidern hinaus. Christine stand im Vorzimmer.

»Mein Fräulein ...«, stammelte er und vermochte nicht, weiterzureden.

»Sie haben befohlen, Mylord«, versetzte sie, sich verbeugend, und wusste nicht, wohin sie vor Verlegenheit die Augen wenden sollte.

„O Gott, Christine! Welche Sprache!«, rief er schmerzlich. »Wollen Sie mir die kaum verharschten Wunden aufreißen? Ach, wozu mich erst heilen, um mich dann dem Tode zu weihen! Will der Arzt meiner Seele der Mörder meines Lebens werden?«

»Ich bitte Sie, Mylord, fassen Sie sich! Sie verdammen mich, ehe Sie mich gehört haben. Kommen Sie!« Sie zog ihn ins Zimmer.

»Christine«, sagte er hier ruhiger, und nahm beide Hände der Dame mit wehmütiger Herzlichkeit. »Ich habe Ihnen das stille Geheimnis meiner Liebe verraten. Sie wissen es, dass ich nur in Ihnen lebe, und doch treten Sie mir so kalt entgegen.«

»O welcher Vorwurf! Gott ist mein Zeuge, dass ich ihn nicht verdiene.«

»Aber warum eilen Sie nicht, den bräutlich zu empfangen, den Sie dem Leben wieder gewonnen haben? Ich bin Ihr Ge-

schöpf, fühlen Sie als meine Gottheit nicht das Bedürfnis, Ihr Werk zu krönen, Ihr Geschöpf ganz glücklich zu machen? Was hält Sie so fern von mir?«

»O Himmel!«, seufzte Christine. »Haben Sie mir nicht selbst Ihr Etui gesandt? Betrauerte ich Sie nicht als einen Toten und das Etui als ein mir gehöriges Vermächtnis? Und durfte ich es denn als solches nicht durchblättern? Ich habe alles gelesen. Ich weiß, welch ungeheures Schicksal Sie verfolgt hat. Ich weiß, wer Sie sind, und nun, da ich, die Glückliche, Sie noch unter den Lebenden sehe, nun darf ich ja nicht, wie ... wie mir mein Herz geboten hätte!«

»Ist es das?«, sagte Palmerston erfreut. »Die Gewohnheit hat mich annehmen lassen, der Inhalt jenes Büchleins sei nur mir bekannt. Aber vermag Sie mein Geheimnis von mir zurückzuscheuchen? Christine, ich habe allen Ansprüchen entsagt, zu welchen diese Papiere mich berechtigen.«

»Das dürfen Sie nicht! Der Schwedenkönig ist Ihr mächtiger Freund. Die Kraft seines Armes kann Sie in Ihre Rechte einsetzen.«

»Ich bedarf seines Armes nicht. Ich bedarf nur dieser Hand, um glücklich zu sein. Werden Sie sie mir entziehen, Christine?«

»Großer Gott! Ich darf ja nicht. O hätte ich die unseligen Papiere nicht gelesen!«

»Was würden Sie dann getan haben, wenn ich vor Ihnen gestanden und gefleht hätte: Christine, ich liebe dich. Werde meine Frau! - Was würden Sie getan haben?«

Das Fräulein kämpfte mit sich.

»Lassen Sie Ihr Herz allein reden. Ich beschwöre Sie!«

Da entwölkte sich ihre kleine Stirn. Die Natur siegte über Menschensatzungen und Vorurteile. Die lachende Blüte ihres

Frohsinns entfaltete sich auf ihrem milden Gesicht. »Ich würde Ihnen an die Brust gefallen sein und froh gerufen haben: Ich bin dein! Ich liebte dich still und innig, seit ich dich zuerst sah. Ich will dein treues Weib sein.«

»Komm in meine Arme, süßes Mädchen!«, rief Palmerston entzückt. »Fort mit diesen unseligen Dokumenten! Jeder Buchstabe derselben stellt sich als ein Dämon zwischen uns, um uns zu trennen. Wo sind sie? Gib mir das Etui, Christine! Ich will sie vertilgen«

»Nimmermehr, Mylord«, rief das Fräulein, »ich würde mir es nie verzeihen, Ihnen den Weg versperrt zu haben, der Sie zum Gipfel der Macht und des Glückes führt, auf welche Ihre Geburt und Ihre Talente die heiligsten Ansprüche haben. Mylord, Sie sind geschaffen, ein Volk zu beglücken, nicht ein armes unbedeutendes Mädchen, welches nie zu träumen gewagt hat, Ihnen zu gefallen, selbst als ich noch nicht wusste, wer Sie sind, und deren Leben ferner das süße Bewusstsein, Gnade vor Ihren Augen gefunden zu haben, mit dem Rosenlicht einer stillen Glückseligkeit überstrahlen wird.«

»Nichts von solch kalter Entsagung, Christine! Sie dürfen so nicht fühlen. Sie fühlen auch nicht so. Ich weiß, dass Sie mich heiß und innig lieben. Ich liebe Sie rein und wahrhaftig. Von meinen Ansprüchen weiß die Welt nichts. Wer kann behaupten, dass ich sie jemals würde haben geltend machen können? Vor dem Allmächtigen gilt gewiss ein reines Herz mehr als eine Krone, und auch mir gilt es mehr, wenn dies Herz mit edlen Trieben sich zum reinen Herzen neigt. Christine, lass mich nicht vergeblich stehen, gib mir deine Hand und vergönne, dass uns priesterlicher Segen auf ewig verbinde. Die Papiere meiner Schreibtafel sollen uns als Hochzeitfackel leuchten.«

»Die Stunde der Reue könnte früh oder spät diese Voreiligkeit furchtbar bestrafen. Ich gebe Ihnen das Etui nur für das heiligste Besprechen zurück, dass Sie auch das kleinste Papier als ein unverletzbares Heiligtum bewahren. Schwören Sie mir, Mylord, diese Dokumente in Ehren zu halten, komme es mit uns auch, wie es wolle.«

»Und Sie wollten mich aus missverständener Großmut, mit vorurteilsvoller Resignation um mein Lebensglück betrügen? Christine! Von Stürmen gepeitscht wollte mein leckes Schifflein in deinem Hafen einlaufen, ich wollte mir eine friedliche Hütte auf dem Boden deines Herzens bauen und die ferneren Reiche und Inseln vergessen, von denen mich früh schon ein Orkan vertrieb, und du wolltest mir den Hafen verschließen, wolltest mich wieder hinaus jagen in das empörte Meer? Ach, die Wasser werden mitleidiger sein als du: Sie werden über dies glühende Herz hinfluten, und niemand wird etwas von dem unglücklichen Jüngling wissen, der ein Spielball des Schicksals, einst sich an ein liebendes Herz anklammern wollte, das ihn aber von sich stieß mit den grausamen Worten: Ich liebe dich, aber mir ist nicht Macht gegeben, dich von deinem Verhängnis zu befreien.«

»Halten Sie ein, Mylord!«, unterbrach Christine den Fluss seiner Rede. »Ich sprach diese Worte nicht. Ich verlangte, dass Sie mir zuschwüren, niemals die Dokumente zu vernichten, welche dieses Etui enthält. Schwören Sie mir und hören Sie dann die Erklärung meines Herzens.«

»Ich schwöre es bei meiner Liebe.«

»Die Liebe kann vergehen. Sie ist in Männerherzen dem Wechsel der Zeiten unterworfen. Nur das edle Weib liebt treu und ewig.«

»Ich werde dich treu und ewig lieben. Doch ich schwöre bei

meinem wunderbaren Geschick.«

»Ihr Schicksal kann sich ebenen und zu Ihrer vollkommens-
ten Zufriedenheit führen.«

»Nun so schwöre ich bei Gott, in dessen Vaterschoß wir alle
ruhen.«

»Gott ist ewig und unwandelbar. Sei es so Ihr Schwur. Hier
ist das Etui. Und hier ist meine Hand, deren unumschränkte
Herrin ich bin. Sie ist von dieser Stunde an die Ihre. Christine
wird Ihr Weib, Mylord, doch unter der einen Bedingung -
und diese ist unerlässlich - dass ich zurücktreten darf, sobald
ich Ihrem höheren Beruf im Wege zu stehen glaube. Nein,
wenden Sie mir nichts ein! Die politischen Verhältnisse kön-
nen sich ändern, das Unwahrscheinliche kann wahr werden,
dann will ich nicht wie das Zentnergewicht des Fluchs an Ih-
ren Fersen hängen und Sie in den Staub zurückziehen, wenn
Sie mit neuem Fittich den glücklichen Flug nach dem schönen
Ziel beginnen. Ich weiß es, Ihre Großmut und Ihr Edelsinn
würden die Stützen Ihrer Liebe sein, allein Sie würden sich
doch nie verhehlen können, dass ich das hemmende Gewicht
sei, und mir, mir wäre der Gedanke schon unerträglich. Ich
würde namenlos unglücklich sein, denn ach! Ich liebe Sie zu
sehr, Mylord, als dass ich einen Augenblick anstehen könnte,
Ihrem höheren Lebensglück alles zu opfern. Lassen Sie dann
das Herz Ihres Weibes den Göttern ein Opfer sein, um ihren
Segen auf Ihr Haupt herabzuflehen.«

»Christine!«, rief Palmerston schmerzlich.

»Versprechen Sie!« rief sie, »oder nie kann ich die Ihre wer-
den.«

»Ich verspreche!«, sagte er wehmütig und reichte ihr die
Hand. »Es wird sich alles finden«, setzte er dann, sich gleich-
sam selbst beruhigend hinzu.

»Und nun bin ich die Ihre«, schmeichelte das sanfte Mädchen, mit einem liebenswürdigen Anflug von neckischer Schelmerei und dem schämigen Erröten einer jungfräulichen Braut. »Hier haben Sie mich. Was wollen Sie doch mit einem so kleinen eigensinnigen Ding anfangen?«

Er schlang beglückt seinen Arm um ihren Hals und sah ihr tief in die klaren Spiegel ihrer Augen.

»Ich will, dass du mich glücklich machst«, entgegnete er. »Sieh, also hat mein Eigennutz dich nur an mich gefesselt.«

»Als ob ich nicht unaussprechlich glücklich wäre! Als ob ich die Größe des Opfers nicht zu schätzen wüsste, was du mir bringst.«

»Nichts mehr davon!«, rief er launig und schloss ihr den Mund mit Küssen. Die reine Flamme der Liebe loderte nicht mehr zurückgedrängt von dem seitabgewälzten Felsen menschlicher Vorurteile, der störend, eine widrige Last, zwischen zwei für einander geschaffenen Herzen gelegen hatte.

Palmerston erfuhr von seiner Geliebten, dass Friederike von Gabel wieder im Haus ihres Vaters lebe. »Kaum«, erzählte das Fräulein von Ove, »hatte ich durch den französischen Schiffsmann Nachricht von Ihrem Unfall erhalten, als ich sichere Leute nach Jütland sandte, um Sie zu suchen. Aber sie waren noch nicht mit der traurigen Kunde zurückgekehrt, dass keine Spur von Ihnen zu entdecken sei und Sie wahrscheinlich erschlagen und begraben wären, als Friederike plötzlich in unserer Mitte erschien. Sie war still und würdevoll. Über ihr Verschwinden im vergangenen Herbst gab sie nur ungenügenden Aufschluss. Mir eröffnete sie heimlich und mit Leidenschaftlichkeit, was ich bereits durch den Bootsmann Courtin in Bezug auf Sie erfahren hatte. Friederike wusste ihre Nachrichten von Ihrem zweiten Gefährten,

dem Kammerdiener Ankarfield, welcher glücklich in Stockholm angelangt war. Diese Nachrichten waren es, welche sie wieder nach Kopenhagen getrieben hatten. Sie hatte nicht sobald von meinen zurückgekehrten Boten erfahren, dass allerdings Leichname in jenem Raub- und Mordnest gefunden worden seien, worunter aber Lord Palmerston sich nicht befände, als sie auch - dieser Aussage misstrauend - ohne Verzug aufbrach, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen. Sie kehrte zurück, aber obgleich sie die Leichen alle wieder hatte ausgraben lassen, obgleich sie in der Nachbarschaft Nachforschungen nach Ihnen angestellt hatte, so hatte sie doch keine Spur von Ihnen entdeckt. Natürlich - der Pfarrer, bei welchem Sie wohnten, hatte, nachdem er Ihnen angemerkt, dass Sie eine Person von Bedeutung seien und sich auf feindlichem Grund und Boden befänden, jene Nachforschungen, Schlimmes für Sie fürchtend, irreführt. So hat er mir selbst geschrieben. Friederike lebte zurückgezogen und verschlossen, und ich vermutete, Liebe zu Ihnen habe in ihrem Herzen gekeimt. Da wir beide Sie als tot betrauereten, so nahm ich keinen Anstand, offen mit ihr darüber zu reden. Aber mit Bestimmtheit erklärte sie, nie mehr als Freundschaft und Hochachtung für Sie gefühlt zu haben. Es ergab sich durch gegenseitige Herzensergießungen, dass Friederike ebenso gut in Ihr Geheimnis eingeweiht war wie ich, und sie erzählte mir die Geschichte ausführlich. Sie sprach auch viel von Ihrer Liebe zu mir, Mylord, ach! Und dann flossen meine Tränen. Auch Friederike vergoss oft Tränen, wenn wir allein waren - so sehr hatte sich ihr Charakter geändert. Als ich in sie drang, verhehlte sie mir nicht, dass sie einen Mann mit der heftigsten Leidenschaft liebe, den sie nie besitzen könne.«

»Kapitän Norcroß!«, rief der Lord. »Er war schon mit einem

Fräulein Broke verlobt.«

»Sie hat den Gegenstand ihrer glühenden Liebe nicht genannt, aber geschworen hat sie hoch und teuer, nie einem anderen Manne anzugehören, und ich weiß, sie wird Wort halten. Ich kenne die Stärke ihres Charakters.«

»Und wie befindet sie sich jetzt?«, fragte Palmerston mit Teilnahme.

»Ihr Stolz ist gebrochen, aber sie bewahrt noch die unbeugsame Charakterfestigkeit. Streng meidet sie die Gesellschaft aller Leute, die zum Hof gehören, mich ausgenommen. Als der Kammerfunker Raben, ihr sonstiger Bräutigam, es wagte, sich zu ihr zu drängen, bat sie ihn kalt und höflich, ihr Zimmer zu verlassen, weil sie mit ihm nichts gemein habe. Als er darauf nicht ging, stand sie ruhig auf, fasste ihn beim Arm und schleuderte ihn mit solcher Kraft hinaus, dass er fast ein Unglück genommen hätte. Der Kammerjunker ist seitdem bemüht, die schmachlichsten Gerüchte über sie auszubreiten, in welchen jener Engländer, der sie uns im vorigen Herbst entführte, eine sie kompromittierende Rolle spielt. Auch sagt er allgemein, sie sei nicht bei Verstand. Er hat es wirklich so weit gebracht, dass sie in Kopenhagen für verrückt gilt. Sie aber kümmert sich um nichts, sondern reitet allein aus, liest, spielt die Laute und beschäftigt sich mit weiblichen Arbeiten.«

»Möge der Himmel auch ihr günstig sein. Sie verdient es!«, sagte Palmerston, und seine sanftmütige Braut stimmte von Herzen diesem Wunsch bei.

Spät verließ die glückliche Christine ihren glücklichen Geliebten, und eine Nacht mit gesundem Schlaf und seligen Träumen stärkte ihn. Gesund stand er auf und ließ seine erste Sorge sein, dem Freiherrn von Gabel, Christines Pflagevater,

seine Verbindung mit dieser zu melden und um seine Einwilligung zu bitten.

Friederike überbrachte sie mit Christine. Über Friederikes Wesen lag ein düsterer Ernst. In schwermütig gefärbter Unterhaltung verstrich ihnen der Tag.

Die Verbindung des Lords Palmerston mit dem Fräulein Christine von Ove wurde nach erlangter Einwilligung der Königin dem Hof gemeldet und war ein paar Tage das Gespräch desselben. Man zerbrach sich den Kopf, wo doch der Lord die Zeit über, wo man nichts von ihm gehört noch gesehen hatte, gewesen sein mochte. Er war verschwunden wie ein Geist und hatte sich bei niemandem beurlaubt. Er war wieder erschienen wie ein Geist und hatte sich bei niemandem gemeldet. Man wusste nur zu gut, mit welcher Leidenschaft er Friederike den Hof gemacht hatte. Und nun heiratete er Christine, während doch Friederike, Zeit seines Ausseins, ebenfalls auf eine rätselhafte Weise abwesend gewesen und kurz vor ihm wiedergekehrt war. Überdies ruhte auf diesem Verschwinden ein Schleier, der lockte und reizte. Und wie verändert war Friederike wiedergekommen! Wie deutlich legte sie ihre Verachtung des Hofwesens an den Tag! Das alles waren Dinge, die einen Hof einige Tage in Alarm bringen konnten, und mit Spannung erwartete man den Tag, an welchem das Brautpaar dem Hof vorgestellt werden sollte.

Wenn die Frühlingssonne Blätter und Blumen hervorlockte, sehnte sich der bleiche junge Mann in die freie Natur, um auch sich Rosen des neuen Lebens auf die Wangen zu sammeln. Von zwei ihm befreundeten Genien begleitet, trat er dann in die zum Hochzeitfest geschmückten Gemächer. Es war seine Braut, an der sein Leben nun so innig hing, gefesselt von den sanften Banden einer herzlichen Liebe. Es war

das Mädchen, welches er einst mit der Glut hoher Leidenschaft geliebt hatte, und dem er nun mit den Gefühlen aufrichtiger Freundschaft zugetan war. Auch wenn Friederikes Ernst auf diesen Spaziergängen nur Molltöne in des Genesenden Brust goss, so belebte sie Christines Heiterkeit und zog seine Seele auf die bunten Wellen der Freude. So wurde ein vollendetes Ganze, eine heiter-ernste Einheit der Gefühle daraus, die den Geist zugleich kräftigte und ergötzte und wohlthätig auf Palmerstons geistige und körperliche Stimmung wirkte.

Spaziergang in den Hafen

Der Hoftag war bestimmt, wo Lord Palmerston und Fräulein von Ove als Brautpaar vorgestellt werden sollten. Der Lord hatte ernstlich daran gedacht, sich eine bescheidene Existenz zu gründen. Zu diesem Zweck waren vertraute Boten nach Schweden und England abgegangen, und vom König Karl hatte er bereits tröstliche Zusicherungen erhalten. Aber am Hof hatte man auch durch geheime Kundschafter erfahren, dass Palmerston in Verbindung mit dem Schwedenkönig stehe. Ursache genug, um das Auge des Misstrauens, hinter der Maske der Freundlichkeit versteckt, auf ihn zu richten und ihn, wo er ging und stand, zu beobachten.

Während dem von neuer Lebenslust durchglühten jungen Mann die Schwingen erstarkender Gesundheit wieder wuchsen und sich ihm das Bild häuslichen Glücks auf dem Boden der Insel Rügen so lockend malten des Eilandes, welches er vor allen Erdstrichen so liebgewonnen, sodass er sich seine Christine kaum anders als eine Frau denken konnte, als in ei-

nem einfach stillen Haus am grünen Ufer eines der schönen Bodden, auf denen sein Auge oft in Entzücken schwelgend geruht hatte. Während dieser Zeit wurde er vom Geist der Lüge und des Verderbens umlauert, und die Bosheit ward nicht müde, hämische Gerüchte über ihn zu Ohren zu tragen, welche der Verleumdung stets offenstehen. Arglos wandelte er neben Feinden. Die rosafarbene Binde der Liebe hielt sein Auge gefesselt.

Ein reizender Frühlingstag lockte den Lord mit Braut und Freundin ins Freie, und sie gingen den Weg zum Hafen. Dort schien die Sonne am wärmsten, und das Treiben der Menge machte diese Gegend für müßige Wanderer besonders angenehm. Reiter, Wagen, Schiffer, Fuhrleute und allerlei Volk zogen ununterbrochen hin und her.

Auch Christines Laune war in die lachenden Farben des Frühlings gekleidet. Ihre Sonne war Palmerstons gesundheit- und freudestrahlendes Gesicht. Selbst Friederike war nicht so streng-ernst wie sonst. Der Frühling hatte seine magische Kraft an allen bewährt.

»Wenn meinen unglücklichen Augen nicht eine besondere Vorliebe für den liebenswürdigen Kammerjunker des Kronprinzen, den geschniegelten Gerd Raben, innewohnt«, sagte Christine, »sodass sie mir seine traurige Gestalt in jedem glatten Jüngling vorspiegeln, so sehe ich den zierlichen Kavalier hinter uns her auf einem Schweißsochs trottieren, der ebenso geleckert aussieht wie er selbst.«

»Er ist's«, bestätigte Friederike.

Der Junker sprengte heran, grüßte freundlich, hielt an, stieg ab, übergab das Pferd dem ihm folgenden Reitknecht und schritt mit verklärtem Gesicht auf die drei Spaziergänger zu.

»Es ward mir noch nicht erwünschte Gelegenheit, Ihnen

meinen Glückwunsch darzubringen, hochverehrtes Brautpaar. Ihr Haus, Mylord, gleicht einer Festung, in welche nur die Parteigänger befreundeter Mächte Zutritt haben.«

»Ich wüsste nicht, aus welchem Grund ich den Kammerjunker von Raben für den Parteigänger einer mir feindlich gesinnten Macht halten sollte. Können Sie mich darüber belehren, wohlan, so lassen Sie mich über Ihre Person nicht im Zweifel.«

»Sie verstehen den Kammerjunker unrecht«, sagte Christine, »er wird sich doch nicht zu den Parteigängern zählen? Er ist Mann genug, um selbst eine Macht zu repräsentieren. Und dass er eine befreundete Macht ist, beweist er uns ja jetzt. Es geht ihm nur wie den Feldscherern.«

»Wieso?«, rief der Junker verwundert. »Was hätte ich denn mit Feldscherern zu tun.«

»Ei, wie auch Sie mich falsch verstehen wollen, mein zuckersüßer Herr! Hab ich doch nicht behauptet, dass Sie etwas mit jenem schneidigen Volk zu tun hätten. Wahrlich, dann würden Sie stets zurückstehen müssen. Denn was man auch immerhin zu Ihrem Lob oder Tadel sagen könnte - obgleich ein so ausgezeichnete Hofmann mit Recht den Namen des Ritters ohne Furcht und Tadel verdient - es wäre in beiden Fällen zu viel gesagt, wenn man Sie schneidend oder stechend oder scharf nennen wollte. Nein, mein Teuerster, ich sagte nur, dass es Ihnen zu ergehen pflegte wie den Feldscherern.«

»Ich muss Ihnen bekennen, mein Fräulein, dass ich Sie nicht verstehe.«

»Das ist ein geringfügiger Zufall gewöhnlicher Art. Die Sache ist einfach. Je freundlicher die Feldscherer sind, desto tiefer schneiden sie, desto weher tut es.« »Christine!«, bat Frie-

derike verweisend.

»Ach Gott!«, entgegnete diese, »ich bin hinsichtlich deiner jetzt im gleichen Fall. Also Freundschaft zwischen uns, Herr von Raben! Wir verstehen ja beide das Messer gut zu führen.«

»Sie sprechen in Rätseln, mein Fräulein. Ich kann nicht begreifen, was Sie mit dem Messer führen meinen.«

»Es gibt verschiedene Arten von Leuten, welche ein Messer führen, Doktoren und Barbieri, Metzger, Köche, Schuster und Bildschnitzer, und Sie zählen sich zu keiner derselben, denn es sind lauter nützliche und brauchbare Menschen. Aber gestehen Sie nur, dass in ganz Kopenhagen kein Barbier Sie so glatt und lieblich ums Kinn scheren kann als Ihre eigene weiche Hand. Nur sich selbst verdanken Sie diesen Vorzug vor allem Leben, dem Bart im Gesicht wächst.

Oder gäbe es wirklich ein solches Genie in der Hauptstadt des Dänenreichs, das mit schöpferischer Hand solchen Zauber auf ein männliches Antlitz mittels eines Schermessers auszugießen vermöchte? O, Mylord! Dann würde ich Ihnen nicht Ruhe gönnen, bis belobte Hand Ihnen täglich die Lebenswürdigkeit anrasierte, wie sie nur aus des Kammerjunkers, Herrn Gerd von Rabens glattem Gesicht strahlt.«

»Christine!«, rief Friderike mit Unwillen.

»Nicht wahr, liebes Mühmchen, auch du verspürst in deinem jungfräulichen Busen ein ungeheures abdominales Verlangen nach etwas, welches dem Kinn einer Jungfrau - ich kann nicht sagen unerhört, aber doch - unerfühlt vorkommen muss, nämlich die unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Barbiermesser des Kraftgenies, nach jenem wunderbaren Messer - so wunderbar wie Hüons Zauberhorn oder Circes Zauberstab - Du möchtest den zarten Flaum deines Kinnes von ihm hinweg genommen wissen, um dich unter seinen

Streichen zu verjüngen, wie Adonis unter den Küssen der Venus. O, ich verstehe deine Sehnsucht. Klingt sie mir doch im eignen Busen wieder, und jetzt, Gerd von Raben, beschwöre ich Sie bei allen über- und unterirdischen Göttern und deren Vettern und Basen, sie mögen unter den Sternen wandeln selbst als Sterne, oder unter den Rinderherden, selbst als Rinder. Jetzt ist die Stunde gekommen, die über Friederikes und Ihr eigenes Leben entscheidend ist. Die Lose springen aus den Urnen. Ich beschwöre Sie, bedenken Sie Ihr Schicksal zum Besten! Es liegt in Ihrer Hand, in dieser Ihrer rechten Samthand, welche Sie soeben vom seidenen Handschuh entblößt, welche Sie mit den Meisterstücken aller Kopenhagenschen Goldschmiede befleckt haben. Gestehen Sie offen und freimütig, dass diese Hand es selbst ist, welche Ihrem freundlichen Antlitz solch unwiderstehlichen Liebreiz zu geben vermag. Gestehen Sie es, dass Sie das Schermesser meisterhaft führen, und beeilen Sie sich, die Gunst meiner Muhme dadurch wiederzuerlangen, dass Sie dieselbe zierlichst barbieren.

»Ich kann es nicht länger verhehlen«, sagte der Kammerjunger geschmeichelt, »dass ich mich täglich zwei, auch drei Mal selbst rasiere. Doch ist mein Messer noch nie in eines anderen Menschen Gesicht gekommen. Aber um die mir unendlich teure Gunst der Fräuleins von Gabel wiederzuerlangen, würde ich mich zu allem verstehen.«

»Christine, du bist unausstehlich!«, zürnte Friederike.

»Und damit haben Sie doch das Geständnis getan, dass Sie manches mit dem Feldscherer gemein haben.«

»Gewissermaßen, ja; doch muss ich mir meinen Adel vorbehalten.«

»Unbeschadet Ihres sehr ehrwürdigen Adels können Sie

nun an meiner Muhme das Wiedervergeltungsrecht üben, und ihr ganz dasselbe tun, was sie Ihnen getan hat.«

»Und was könnte das fein, mein teuerstes Fräulein?«

»Sie barbieren sie über den Löffel, mein teuerster Junker.«

»Christine, du wirst mich zwingen, die Gesellschaft zu verlassen und allein nach Hause zu gehen«, sagte Friederike.

»O, zürnen Sie ihr nicht, mein Fräulein!«, winselte der Kammerjunker Friederike an. »Vielleicht gelingt ihrer heiteren Laune, was meinen ernsten und unablässigen Bitten nicht hat gelingen wollen, uns wieder zu vereinigen. O glauben Sie nur, der Kronprinz ist böse auf Sie, dass Sie sich weigern, mir Ihr Eheversprechen zu erfüllen.«

»Ist er böse, der arme überkluge Knabe? Nun sehen Sie, das ist das erste mir Angenehme, was Sie mir in Ihrem Leben gesagt haben.«

»Halten Sie ein, Verwegener! Welch unbedachtes Wort entfloh dem Zaun Ihrer Zähne! Zurück mit ihm! Jetzt ist nur von Ihrem Kinn die Rede, um welches voriges Jahr noch ein holder Bart flog, der durch seine deutsche Farbe Ihre altgermanische Abkunft unwidersprechlich dartat, von Ihrem Kinn - sag ich - welches Ihre edle Hand dieses Jahr so glatt rasiert, dass man es für einen Haubenstock halten könnte, zum Beweis, wie Sie verstehen, Ihre Nationalität zu verleugnen und sich die bessere französische Art und Weise anzueignen. Also nur von Ihrem kultivierten und von dem unkultivierten Kinn meiner Muhme soll zwischen Ihnen beiden jetzt die Rede sein; von nichts weiter. Sie sollen sich über die gemeinsame Kultur beider Kinne bereden, es soll Liebenswürdigekeit Sprödigkeit fesseln, das Zarte, das Spröde anziehen, das rasierete Gesicht sich mit dem unrasierten vereinigen.«

»Hören Sie, mein Fräulein«, bat Raben wieder Friederike,

»Sie meint es gut mit all ihren Scherzen. Sie will uns wieder vereinigen. Sie will unser Glück befördern. Verkennen Sie doch die wohlmeinende Absicht Ihrer Muhme nicht! O Fräulein von Ove, wie bin ich Ihnen dankbar für Ihren trefflichen Willen, für Ihre edlen Bemühungen! Ich werde nie vergessen, was Sie an mir getan. Aber nun kommen Sie auch, und helfen Sie mir Ihre Muhme mit bestürmen, dass sie ihre eiserne Härte fahren lässt und mich wieder in Gnaden an- und aufnimmt, auch dazu tut, dass wir bald Hochzeit machen. Auch Sie, Mylord, nehme ich in Anspruch. Stehen Sie mir bei. Sie vermögen etwas über das Herz des Fräuleins. Ich weiß es.«

»Aber, mein Himmel!«, rief nun Friederike mit einem Gemisch von Ärger und Verwundung, »ist denn Ihr geistiger Sinn so ganz stumpf, dass Sie nicht zu verstehen imstande sind, dass meine ungezogene Muhme Sie mit einer Salzlauge von Spott übergießt? Sehen Sie denn nicht, dass Sie der erbärmliche Gegenstand ihres ausgelassenen Witzes sind? Der Himmel vergebe Ihnen die Sünde, die Sie an mir begehen, so oft Sie mich nur anreden!«

»Ist es denn wahr, dass Sie mich verspotten?«, fragte der Kammerjunker das Fräulein von Ove einfältig zutraulich und mit einem Anstrich von dummer Befremdung, die ihm äußerst komisch stand. Aber bald veränderte sich sein Gesicht wieder und überzog sich mit jener glatten, nichtssagenden Freundlichkeit, die ihm die Hofdressur angepinselt hatte, und anständig lächelnd sagte er: »Nein, ich habe eine bessere Meinung von Ihnen, Fräulein. Ein Scherz ist ja nicht Spott, ein Witz kein Schlangenbiss. Wir verstehen uns besser, nicht wahr, Fräulein?«

Die unbeschreibliche Naivität, womit diese Worte gesprochen wurden, brachte nicht allein die launige Christine, son-

dern auch den Lord zum Lachen, und selbst über Friederikes ernstes Gesicht flog ein Strahl. Das Brautpaar konnte nicht gut ein Ende finden und den Kammerjunker verdross endlich doch dieses Benehmen. Er nahm die Sache jetzt wirklich, wie sie war und schickte sich eben an, seine Empfindlichkeit zu erkennen zu geben, als ihnen dicht am Hafen aus dem Volksgedränge ein gemeiner Mensch entgegen trat, der seinem Äußeren nach zu den Seeleuten gehörte. Mit einer ans Unverschämte grenzenden Dreistigkeit blieb er vor Palmerston stehen und starrte ihm unverwandt ins Gesicht. Dieser aber hatte nicht sobald den Kerl erblickt, als er zurücktrat und ihm ausweichen wollte.

»Nun sage keiner mehr, dass Ihr kein Zauberer und schwarzer Magier seid!«, rief der Seemann mit einer zudringlichen widrigen Verwunderung aus, »denn Ihr könnt sogar sterben und wieder auferstehen. Ihr seid tot gewesen und wandert wieder unter den Lebendigen am Arm zweier schöner Frauen? Aha, Ihr seid wohl jetzt ein Vampir, Herr Flaxmann, und die eine da ist Eure Braut?«

Alle waren mit Entrüstung zurückgewichen. Die letzten Worte hatten auch aus Christines Wangen das Blut verdrängt. Der Kammerjunker horchte auf und lächelte mit impertinenter Pfiffigkeit, die seinem flachen Gesicht einigen Ausdruck verlieh. Der Lord sammelte sich und sagte barsch: »Seid Ihr toll, Mensch? Was wollt Ihr von mir? Ich kenne Euch nicht.«

»Ihr kennt mich nicht? Ei, das ist zum Lachen«, versetzte jener. »Die Blässe Eures Gesichts und Eure verwirrten Augen strafen Euch Lügen. Ich dünkte doch, wir hätten zu verschiedenen Malen unsere Bekanntschaft erneuert. Auch das große Weibsbild da kenne ich. Kam sie doch in Stockholm mit Euch

zur Frau Ankarfield und wollte dort mit Euch zusammen wohnen. Da hattet Ihr freilich eine schlechtere Jacke an als ich. Auch in Hamburg trugt Ihr keinen so feinen Rock und auch auf der jütländischen Heide nicht, wo Ihr selig gestorben seid. Nun nach Eurer Auferstehung seid Ihr in so vornehme Kleider gekrochen und kennt Euern alten Freund nicht mehr. Soll ich Euch noch deutlicher an unsere Bekanntschaft erinnern?«

»Fort, unverschämter Mensch! Oder ich lasse Euch verhaften«, sagte der Lord, aber seine Stimme erstarb. Eine Art Ohnmacht wandelte ihn an. Er musste von den Damen fortgeführt und in das nächste Haus gebracht werden.

»Seid Ihr so mächtig geworden in Kopenhagen?«, höhnte ihn der Spion - denn kein anderer war es - nach. »Nun, was ist einem Schwarzkünstler nicht alles möglich. Aber ich fürchte mich vor solcher Macht nicht. Die Schwäche, die ihn überrumpelt, beweist mir, dass ich mich in seiner Person nicht geirrt habe.«

Der Kammerjunker von Raben blieb bei dem Spion allein zurück und beide wandelten im eifrigen Gespräch bald darauf der Stadt zu.

Als sich der Genesende etwas erholt hatte, gab er seinen Freundinnen Aufschluss über den Bösewicht, der ihn hier anzugehen sich erfrecht hatte. Christine schauderte, als sie vernahm, dass dieser Mensch der Mörder war, der ihren Geliebten schon in so schlimme Händel verwickelt hatte. Sie tat zwar den Vorschlag, ihn aufsuchen zu lassen und dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu überliefern, aber sie überzeugte sich bald, dass man ihm nichts beweisen konnte, und dass sonach jeder Schritt gegen die Person des Mörders unterbleiben musste. Verstummt langten die drei Spaziergänger

zu Hause an und vermieden, von dem unangenehmen Vorfall zu sprechen.

Das unterbrochene Hoffest

Einige Tage darauf fand die Vorstellung des Brautpaares bei Hofe statt. Eine zahlreiche Versammlung schmückte die Hallen und Säle des königlichen Schlosses. Der König wollte in der Pflgetochter des Vizestatthalters von Norwegen ihn selber ehren, ebenso die Königin ihre Hofdame, und so kam es, dass beide Herrscherhäuser Dänemarks sich ereiferten, diesen Tag mit Glanz zu erfüllen. Die Zeremonie war vorüber, und Palmerston versuchte aufzuatmen. Er glaubte damit die Last, die ihm die Brust schwer bedrückte, abwälzen zu können. Aber er vermochte es nicht, vielmehr wurde das dumpfe Bangen seiner Seele zu quälender Angst.

Der König stand in der Mitte mehrerer Hofherren, der Kronprinz in der Nähe. Der Erstere winkte Palmerston heran und sagte: »Haben Ew. Lordschaft nicht Lust, Ihre Kräfte unserem Staat zuzuwenden, und vielleicht - da Sie, wie wir vernommen haben, schon Soldat in Diensten Ihres Vaterlandes waren, - dänische Uniform zu tragen?«

»Die Gnade Ew. Majestät würde mich hoch beglücken«, versetzte der Angeredete ehrerbietig, »wenn nicht eine sehr geschwächte Gesundheit mich nötigte, mich auf die Stille des Landlebens zu beschränken.«

»Ew. Lordschaft befürchten vielleicht, als dänischer Soldat gegen eine Sache fechten zu müssen, die den Interessen Ihrer Person zuwider ist?«

»Ich wüsste nicht, welche Interessen meine Person haben

könnte, die ich nicht willig und mit Freuden den Interessen Ew. Majestät und höchstdero Staaten aufopferte, an welche mich die Bande der Liebe und Freundschaft, der gegenseitigen Achtung und Zuneigung schon lange binden, an welche mich die heiligen Bande des Blutes bald binden werden. Dänemark ist mein zweites Vaterland geworden. Das werde ich nie vergessen.«

»Ihre Sprache ist schön, Mylord. Doch wissen wir ja alle und Sie haben es nie geleugnet, dass Sie ein eifriger Anhänger der Stuartischen Partei sind und als Jacobit Ihr Vaterland meiden. Wir wissen, dass Sie den Prätendenten auf seinem abenteuerlichen Zug nach Schottland folgten und erst, nachdem er dort geschlagen worden war, betraten Sie die dänische Küste.«

»Dies alles verhält sich so, wie Ew. Majestät sagen. Doch schließt meine alte Anhänglichkeit an das Haus Stuart in England nicht die Treue aus, die ich dem König Dänemarks in meinem neuen Vaterland zolle.«

»Wie aber dann«, sagte der König lächelnd, »wenn die romantischen Hoffnungen des sogenannten Prätendenten auch nur zum Teil in Erfüllung gingen, wenn unser nachbarlicher Abenteurer, der schon einmal den rechtmäßigen König von Polen vertrieb und einen Parvenü, der ihm zu gefallen gewusst hatte, auf den polnischen Thron setzte, dieses quasi Königs halber blutige Kriege führte, der, um seine abgeschmackten Pläne durchzusetzen, sich selbst mit dem Erbfeind der Christenheit verband, der toll genug ist, die halbe Welt zusammenzurütteln und dann, dem lieben Herrgott selbst ins Handwerk pfuschend, wieder Ordnung herstellen will. Wenn unser Nachbar Karl, der sich gern den nordischen Löwen titulieren lässt, seinen Plan durchzusetzen gedenkt,

der uns aus den abgefangenen Papieren des Grafen Görz klar geworden ist, nämlich sich mit Russland zur Wiedereinsetzung des Prätendenten zu verbinden, den englischen König, unseren vielgeliebten Bruder Georg zu verjagen, was würdet Ihr tun, da wir uns offen für die unbestreitbaren Rechte des Hauses Hannover erklären und zu seiner Erhaltung das Schwert ziehen würden?«

»Ich würde ruhig auf meinem Besitztum bleiben, weil, wie ich Ew. Majestät schon untertänigst bemerkte, meine geschwächte Gesundheit mir nicht erlaubt, mich auf die eine oder auf die andere Seite zu stellen, obgleich ich Ew. Majestät offenherzig bekenne, dass mir die Rechte des Hauses Hannover auf den englischen Thron nie recht einleuchten werden.«

»Die Gerüchte, die über dieses sogenannten Prätendenten Geburt und Herkommen im Umschwung gewesen sind, können Ihnen nicht unbekannt sein, und wenn Sie auch zu jung sind, um sich zu erinnern, wie der größte Teil des englischen Volkes an der Rechtmäßigkeit seiner Geburt zweifelte, so sind diese Stimmen doch späterhin keineswegs so ganz verstummt, dass nicht etwas davon zu Ihren Ohren gedrungen sein sollte.«

»Ich erinnere mich des etwas einmal gehört zu haben«, versetzte Palmerston mit nicht zu verbergender Verlegenheit, »doch schien mir die Sache zu märchenhaft - sie kam vielleicht ganz entstellt zu meinen Ohren, dass ich gar nicht darauf reflektierte. Was können mächtige Feinde nicht alles ersinnen und bewerkstelligen!«

»Dies ist hier nicht der Fall, Mylord. Sie können auf mein königliches Wort versichert sein, dieser sogenannte Prätendent ist nichts weiter als der Sohn eines ehrlichen Müllers, der so gut war, dem lieben König Jacob aus einer großen Ver-

legenheit zu helfen.«

»Eure Majestät Wort darf keinen Zweifel in mir aufkommen lassen«, sagte der Lord in großer Bewegung. »Doch sollte die edle Königin Maria in einen solchen Betrug eingewilligt haben?«

»Sie war gezwungen. Und können sie leugnen, dass die verwitwete Königin durchaus keine Liebe und Anhänglichkeit an diesen Prätendenten zeigt? Sie wohnt in St. Germain, er in Bar. Sie kommen nicht zusammen. Die unglückliche Mutter sollte nicht nach ihrem einzigen Kind verlangen? Und so ist's stets gewesen. Die königliche Mutter schweigt aus Klugheit. Ihr Herz hängt nicht mehr an irdischen Dingen, es fliegt ihrem geschiedenen Gatten und Sohn nach.«

»Also hat sie doch einen Sohn«, bemerkte Palmerston und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

»Es war gerade in dem höchst kritischen Zeitpunkt, dass König Jacob die Krone auf seinem Haupt wanken fühlte, als man ihm die Botschaft hinterbrachte, die Königin sei gesegneten Leibes. Da blühte seine ganze Zuversicht in der Hoffnung auf einen Prinzen wieder auf. Ein Thronerbe, so schloss er, werde ihm die Krone erhalten und das Volk beruhigen. Aber die Königin wurde von einer zu frühen Geburt überrascht. Ein Prinz war's, doch so schwächlich, dass man jeden Augenblick seinen Tod erwarten musste. Der Leibarzt und die Wehmutter boten alles auf, dies wichtige Kind zu erhalten, der König war außer sich. Er hatte die Gewächtschaft seiner Krone in den Händen. Der Gedanke, sie sich wieder entrisen zu sehen, war ihm unerträglich. Da gab ihm die Furcht vor einem leicht einzutretenden unglücklichen Ereignis den verzweifelten Gedanken ein, sich in Vorsorge ein Knäblein zu verschaffen. Die Frau eines in der Nähe wohnenden Müllers

hatte kurz vorher ein solches geboren, der König gab viel Geld dafür. Das Kind wurde gebracht, und der Prinz verschwand. Man hat später sogar einige Male behauptet, dieser rechtmäßige Erbe des Namens Stuart und der Ansprüche auf die großbritannische Krone sei damals nicht gestorben, und der König sei nur durch seinen schnellen Tod abgehalten worden, ihn anzuerkennen, doch ist das wohl nur eine Fabel. Der König hätte ja später die Kinder wieder vertauschen können.«

»Vielleicht hielt ihn die fortdauernde Kränklichkeit des wahren Prinzen davon ab, und wenn er es später hätte tun wollen, als die Verstandeskräfte beider Kinder schon gereift waren, so hätte der König gar leicht als Betrüger seines Volkes entlarvt werden können.« Diese Worte sagte Palmerston mit auffallender Hast.

»Die Geschichte scheint Ihnen so gut wie uns selbst bekannt zu sein«, sagte der König verwundert.

»Ich nahm nur den möglichen Fall an.«

Nun nahm der Kronprinz, der herangetreten war und die Erzählung des Königs mit angehört hatte, das Wort und sagte höhnisch: »Ew. Majestät kann versichert sein, dass Mylord von dieser wunderlichen Geschichte mehr weiß, als irgendein anderer Mensch wissen kann.«

Diese Worte bereiteten Palmerston eine solche Bestürzung, dass ihm die Sinne zu vergehen drohten.

»Wie versteht Ew. Hoheit das?«, fragte der König seinen Sohn. Die Blicke der umstehenden Hofherren hingen erwartungsvoll am spöttisch verzogenen Mund des Thronerben, und es hatten sich viele versammelt.

»Lord Palmerston oder Herr Joseph Flaxmann, wie er sich auch nennt, oder wie sich dieser Mann sonst noch nennen

mag, ist mit den geheimen Künsten, als da sind: Zauberei, Hexerei, Wahrsagerei, Kuriererei durch Sympathie und was dergleichen Teufeleien mehr sind, vertraut. Ew. Majestät weiß gar nicht, welch einen brauchbaren Mann sie für die dänischen Staaten geworben hat.«

»Ich ... weiß ... nicht ...«, stammelte Palmerston vernichtet.

»Ihr wisst nicht? Wohlan, so sollt Ihr hören, was ich weiß!«, rief der Kronprinz. »Ich weiß, dass Ihr Euch in Hamburg als ein liederlicher Geselle in schlechten Kneipen herumgetrieben, Euer Geld verspielt, durch böse Künste Euch anderes verschafft, Euch zum dänischen Soldaten habt werben lassen, dann das Schiff, auf welchem Ihr mit anderen Rekruten nach Kopenhagen übergesetzt werden solltet, einem schwedischen Kaper in die Hände gespielt habt. Ich weiß, dass Ihr in Stockholm den Kammerdiener einer reichen Engländerin umgebracht und die Dame selbst durch einen Pistolenschuss lebensgefährlich verwundet habt. Ich weiß, dass Ihr Euch durch Magie aus dem Gefängnis befreit, dass Ihr das Herz des schwedischen Königs durch gottlose Mittel betört und ihm gelobt habt, nach Dänemark zu gehen, Euch hier durch Heirat einzunisten, hier den Spion zu machen und Dänemark an Schweden zu verraten. Ich weiß ferner, dass Ihr in Holland im Gefolge des Grafen Görz gewesen und mit ihm in der Staatskarosse gefahren seid. Ich weiß, dass Ihr mit Russland zu Dänemarks Verderben in Verbindung steht. Ich weiß, dass Ihr Boten an den Schwedenkönig absendet und empfangt. Ich weiß, dass Ihr als ein Bettler in Jütland todkrank angekommen und in der Nacht in einer Schänke gestorben seid. Man hat Eure Leiche fortgetragen, um sie am anderen Morgen zu begraben, da ist sie verschwunden. Und hier seid Ihr wieder als englischer Lord aufgetreten. Das weiß ich, und Euer Aus-

sehen bestätigt die Wahrheit.«

Der ganze Hof hatte sich während der heftigen Rede des Kronprinzen herbeigedrängt, bei den letzten Worten desselben stob aber alles auseinander, die Frauen mit einem Entsetzensschrei, fürchtend, der Engländer möchte ein Gespenst sein. Und wirklich konnte des Lords erdfahle Farbe, sein erloschenes Auge und sein Zusammensinken die Gespensterfurcht der entsetzten Hofdamen entschuldigen.

Alles rannte durcheinander.

»Schafft mir dies Ungeheuer aus den Augen!«, rief der König und entfernte sich eilig.

Palmerston stürzte besinnungslos auf den Boden, Christine eilte schreiend herbei, aber alles, was Leben hatte, floh wie vor der Pest. In wenigen Augenblicken waren die Säle leer und nur einzelne Diener liefen mit scheuen Schritten vorüber. Da lag der Unglückliche in starrer Ohnmacht und kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, während die verzweifelte Liebe Tränen der Angst und des Mitleids über ihn weinte. Die arme Braut wusste selbst nicht, wie lange sie in dieser Lage zugebracht hatte, als die Tür aufging und Friederike ernst und festen Schrittes hereintrat.

»Du Sohn des Unglücks«, sprach sie feierlich, »dir wäre besser, du wärest im ersten Bad gestorben. Was sollst du auch unter diesen Menschen? Die Lüge hat dich gesäugt, das Mistrauen dich genährt, die Falschheit dich erzogen. Nun zeigen sie sich in ihrer wahren Natur und geißeln dein Herz mit Dornen. Doch kommt, Ihr zwei gedrangsalten Menschen an meine Brust, voll Mitgefühl für Euch, voll Hass gegen jene!« Und sie nahm den Ohnmächtigen auf, als wäre er ein schlafendes Kind und trug ihn aus dem königlichen Palast. Christine folgte in halber Bewusstlosigkeit. Draußen standen Die-

ner mit einer Sänfte. Palmerston wurde hineingehoben und in sein Gartenhaus gebracht, um welches der Frühling all seinen Schmuck gelegt hatte. Aber der bleiche Jüngling sah nichts von der Herrlichkeit. Er war zwar zu sich selbst gekommen, aber die Stimme der Natur hatte ihre Gewalt über ihn verloren. Er sah nicht die Kränze, die die allliebende Mutter ihm zum Trost und zur Entschädigung entgegenhielt. Er fühlte nichts von den sanften Gefühlen, die der Mai gewährt. Seine Seele gehörte den Mächten, die Hass und Verderben brüten.

Die Flucht

Zum Erstaunen der beiden Damen stieg er, frei von Schwäche, aus der Sänfte und ging in das Haus. Er schien die beiden Freundinnen nicht zu bemerken, aber seine dunklen Augen glänzte von unheimlicher Glut. Christine wollte ihm Trostworte sagen, aber er unterbrach sie mit Heftigkeit: »Kein Wort von dieser Sache, wenn ich Sie bitten darf, teure Christine! Es wird, es muss sich ausgleichen. Sei es, wie Gott will. Es wird sich finden.« Christine erschrak vor diesen Worten.

Friederike aber rief: »Palmerston, Sie sind in dieser Stunde zum Manne gereift. Jetzt handeln Sie und vertrauen Sie Ihrem Genius.«

»So sei es!«, sprach er und reichte ihr die Hand. Es war nicht zu verkennen: Er hatte seinen Entschluss gefasst.

Darauf bat er die Damen, ihn allein zu lassen, und setzte sich nieder, um zu schreiben. Dies alles erfüllte Christines Seele mit Angst. Der Gedanke an Selbstmord überschattete wie eine schwarze Wolke ihre Seele. Obgleich sie mit Friederike gegangen war, so konnte sie diese doch nicht weiter als ins

Vorzimmer bringen. Von dort aus lauschte sie durch die Türspalte von Minute zu Minute nach dem Geliebten. Aber er schrieb emsig, bis er der Macht der über ihn stürzenden Gefühle erlag und mit dem Kopf auf den Tisch lehnte. Christine eilte ihm zu Hilfe. Er verlangte ein Stärkungsmittel, und als er dasselbe zu sich genommen hatte, erholte er sich, dass er weiterschreiben konnte. Im Vorzimmer wurde eine Stimme vernommen. Es war ein Kammerdiener des Vizestatthalters. Dieser ließ seiner Tochter den Befehl zukommen, unverzüglich in die Stadt zurückzukehren und nicht ferner Gemeinschaft mit einem Mann zu pflegen, welcher im Angesicht des ganzen Hofes so beispiellos prostituiert worden sei. Friederike ließ ihrem Vater sagen, sie werde nicht in die Stadt kommen, sondern einem Unglücklichen, den Hass und Bosheit verfolgten, ihren Beistand angedeihen lassen.

Palmerston hörte diese Unterredung mit an, deren Resultat wieder einen Lichtstrahl in seine Seele warf.

Gegen Abend erschien ein Bote der Königin im Gartenhaus, mit dem Befehl an Christine, unverzüglich vor der hohen Herrin zu erscheinen. Sie schauderte. Daran hatte sie noch nicht Zeit gehabt zu denken, dass sie die Sklavin einer gekrönten Frau sei. Sie zauderte, sie schwankte. Dem Befehl nicht Folge leisten, hieß sich augenblicklich lossagen von allen gesellschaftlichen Verbindungen in Kopenhagen, selbst das Haus ihres Pflegevaters verschloss sie sich. Und dennoch wollte sie den Geliebten nicht verlassen und lieber alles opfern. Friederike riet ihr zu gehen.

»Ich weiß, was meiner harrt«, sagte das Fräulein von Ove, »die Königin wird mich mit unbegründeten Vorwürfen überhäufen, auf die ich nichts erwidern darf. Sie wird mir zur Strafe eines mir angedichteten Vergehens einige Tage Zim-

merarrest anbefehlen lassen. Sie wird mich, weil ich einen so öffentlichen

Skandal veranlasst habe, degradieren. Sie wird mein Herz von dem seinen reißen und mich zwingen wollen, ihn nie wieder zu sehen, und wer weiß, ob nicht ein langes Gefängnis meiner harrt, wenn ich nur Miene mache, mich nicht willig und gehorsam in diese Machtgebote zu fügen.«

»Sie werden dir vielleicht noch Schlimmeres antun«, versetzte Friederike ernst, »denn was erlauben sich diese Erdengötter nicht? Aber du kannst ihrer doch hohnlachen, denn sieh doch die ohnmächtige Götterschaft! Ihn können sie nicht aus deinem Herzen reißen, den Frühling deiner Seele nicht verderben. Geh getrost. Ich Sorge für dich! Lass mich in dieser Nacht überlegen, was in unserer Lage zu tun ist. Wenn alle Ankertaue reißen, eins hält: wir fliehen mit ihm nach Schweden; König Karl ist Ankergrund, unser Fels, auf ihn dürfen wir vertrauen. Bist du morgen früh nicht zurück, so nehme ich an, dass du Arrest bekommen hast, dann werde ich dem Kronprinzen ein Wörtchen ins Ohr flüstern, das dich schnell von der gnädigen Strafe der guten Königin befreien soll. Der Knabe soll selbst zu seiner Mutter laufen und um deine Befreiung winseln.«

»Um Gotteswillen! Du wirst doch nicht sein Geheimnis verraten?«, rief Christine in neuer Angst. »Sorge nicht, Mädchen, das kommt über meine Lippen nicht! Geh und vertraue mir! Du bist unfähig zu denken und zu handeln, lass es mich für dich tun!«

»Er soll entscheiden!«, sagte Christine entschlossen.

Drauf ging sie in des Lords Zimmer, überbrachte ihm den Befehl der Königin und bat ihn, ihr zu sagen, was sie tun solle.

»Geh, ich bitte dich!«, versetzte er mild, »es ist bester für uns

alle. Wäre ich in diesem Augenblick nicht aller Mittel beraubt, so würde ich sagen, geh nicht. Doch ein unseliger Fluch hängt über meinem Haupt. Geh, ich bitte dich!« Wehmut erstickte seine Stimme. Er umarmte und küsste sie. Er musste sich abwenden, um Herr seiner Rührung zu werden.

»Friederike!«, rief die Scheidende, »dir gebe ich die Seele meines Lebens in die Hand. Wahre sie wohl! Ich beschwöre dich!«

»Geh ruhig, ich werde für dein Bestes sorgen.«

»Ach, ich kann nicht ruhig gehen! Böse Ahnungen martern mich, als sollte ich ihn nie wiedersehen.«

»Der Himmel wird alles lenken. In außerordentlichen Fällen bedarf es außerordentlicher Kräfte, um richtig zu handeln. Die Kräfte gibt Gott, beides zum Handeln und zum Dulden. Wenn dir die Ersteren versagt bleiben, so bitte demütig um die Letzteren Bete und du wirst ruhig werden!«

»Ich will's!«, sagte Christine. Noch einmal umarmte sie den teuren Mann. Dann riss sie sich los und stürzte lautweinend aus dem Zimmer. Friederike begleitete sie zum Wagen. Als sie wieder ins Haus trat, entfernte sie die Diener aus der Nähe der Zimmer des Lords. Dann trat sie hinein.

»Was gedenken Sie zu tun, Major?«, fragte sie mit Nachdruck.

»Was raten Sie mir, Fräulein?«

»Mich müsste alles täuschen, wenn unsere Gedanken sich nicht begegneten. Sie wollen in dieser Nacht fliehen, und ich lobe Sie darum, und wenn Sie nicht wollen, so rate ich es Ihnen.«

»Sie haben es erraten. Die Sonne des beginnenden Tages darf mir nicht mehr an der dänischen Küste scheinen.«

»Ihre Flucht allein löst die Verwirrungen, die der heutige Tag

am Hof als auch in unserem Haus geschlungen hat. Doch wohin gedenken Sie?«

»Wohin anders als nach Schweden? Mein unseliges Schicksal hat mich, mir die Aussicht auf die Ruhe des häuslichen Glücks missgönnd, mit gewaltiger Hand gefasst und wieder in den Strudel geschleudert. Hier ist nicht von Widerstand die Rede. Ich bin gebrandmarkt, ich, von einem Königssohn!«

»Gehen Sie mit Gott! Meine Wünsche begleiten Sie. Wäre es nicht Schande, zur Verräterin am Vaterlande zu werden, auch ich würde dem König von Schweden meine Dienste anbieten. Doch Friederike von Gabel will nicht eine Ahnung von Schande auf sich laden. Deshalb frage ich Sie nicht, was Sie tun werden? Noch eine Bitte habe ich an Sie. Nehmen Sie diese Gabe der Freundschaft. Ihre Benutzung wird Ihnen schneller von dannen helfen.«

Mit diesen Worten drückte sie ihm ein Kästchen in die Hand. Es war voll Gold und Diamanten, Friederikes Schmuck. Er nahm es ohne Weigerung.

»Ich erkenne Sie immer mehr, Friederike!«, sagte er schmerzlich bewegt. »O hätte Ihr Herz für mich schlagen können!«

»Lassen Sie das!«, versetzte sie mit zitternder Stimme. »Mein Herz bewahrt seine Liebe heilig. Viellesicht wenn es ihn nicht kennengelernt hätte! O wenn Sie ihn sehen – er ist jetzt der Gatte eines Weibes, das ihn nicht zu würdigen versteht – so drücken Sie ihm die Hand stumm und innig, aber sagen Sie ihm nichts von mir.«

Palmerston würdigte ihren Schmerz.

»Für Kleider zur Flucht werde ich sorgen. Bereiten Sie sich vor, in einer Stunde abzugehen.«

»Ach, Christine!«

»Ich werde sie trösten und ihr das Unvermeidliche dieses Schrittes beweisen. Sie kann Sie unmöglich den Misshandlungen meines Vaters bloßstellen!«

»Ich habe ihr alles geschrieben. Geben Sie ihr den Brief.«

Das Fräulein ging und der Lord packte. Ehe die Nacht dunkelte, hielten zwei Pferde vor dem Haus. Palmerston, in bürgerlicher Kleidung, küsste Friederike die Wange und schwang sich auf das eine. Ein Reitknecht bestieg das andere. Kaum war er aus dem Haus, als eine Abteilung Soldaten dasselbe umzingelte, um ihn auf Befehl des Königs ins Gefängnis zu führen. Hohnlachend trat ihnen Friederike entgegen. Das Haus wurde durchsucht.

Der Flüchtling verschaffte sich ein Boot. Ehe der Morgen dämmerte, stand er an der schwedischen Küste.

Die beiden Kameraden

Des Sommers grünes Haar färbte sich herbstlich bunt, als aus dem Göthaborger Hafen täglich eine Schaluppe auslief, westlich herüber um die äußerste Spitze von Jütland herum und dann mehrere Meilen weit in die Nordsee hinabging, aber abends wieder in den Hafen einlief, ohne dass man wissen konnte, weshalb sie diesen vergeblichen Weg so oft wiederholte. Der Befehlshaber dieses Bootes war Lord Palmerston, der die Kleidung eines schwedischen Seeoffiziers trug. Mit düsterem Verlangen streifte sein Auge über die Fläche des Meeres südwärts, und sobald es ein Segel erblickte, zuckte ein wenig Leben in seinem sonst toten Gesicht. Er griff nach einem Fernrohr und spähte, bis er sich getäuscht sah. Dann schwebte wohl auch sein trüb gewordener Blick nach der Ge-

gend hinab, wo ein dunkler Streif am Horizont die Insel Seeland bezeichnete.

Endlich stieg eines Tages ein majestätisches Schiff mit seinen schlanken Spieren, flatternden Wimpeln, Masten und Rahen aus den Wellen hervor und lenkte den Lauf zur schwedischen Küste. Palmerstons Auge drang durch das scharfe Glas von der Schaluppe hinab nach dem höher und höher aufsteigenden Koloss, in dessen von der Sonne bestrahlter Flagge er mit Freude das schwedische Wappen erkannte. Nicht lange, so hob sich der breite Rumpf des Schiffes, das sich durch seine Gestalt den Seglern auf der Schaluppe als eine Fregatte kundgab, und ging nun in seiner ganzen Größe mit allen Segeln über den Wasserspiegel.

Der Lord hatte mit Aufmerksamkeit das Schiff beobachtet. Plötzlich ließ er das Glas fallen und rief: »Er ist es, der lang ersehnte Graf Mörner! « Nun gab er Befehl, der Fregatte entgegen zu rudern und sich ihr vor den Wind zu legen. Das Schiffchen flog auf das stolze Wasserhaus zu, gewann ihm den Wind ab und neigte zum Gruß seine Flagge, mit einem Schuss aus dem Mörser, der zu diesem Zweck mitgenommen worden war. Die Fregatte erwiderte den Gruß, und als der Donner des Geschützes verhallt war, erschien der Kapitän auf dem Verdeck und rief durch das Sprachrohr: »Lieutenant Flaxmann, ich bin erfreut, Euch wiederzusehen. Bemüht Euch herüber, ich habe Euch Dinge von Wichtigkeit mitzuteilen.«

Zugleich wurde von der Fregatte ein kleines Boot herabgelassen, ein junger Matrose eilte das Fallreep hinab in dasselbe, um es der Schaluppe zuzuführen, und der Lord, als schwedischer Dienstmann Lieutenant Flaxmann, erkannte in dem dienstfertigen Burschen, mit einer Freude, wie sie seiner Seele fast fremd geworden war, den flinken Juel Swale. Als er in

das Boot hinabsprang und von dem munteren Schiffsjungen freundlich begrüßt wurde, wäre er dem Burschen fast um den Hals gefallen.

»Es scheint, als gingt Ihr wieder mit gutem Wind, Herr«, sagte Juel. »Als wir vor acht Wochen ausliefen, glaubt ich Euch nicht wiederzusehen. Euer Takelwerk war übel mitgenommen und an Euerm Rumpf sah es aus wie lauter Breuschen. Ihr habt gut auskeilen und ausstopfen lassen, dass Ihr Euch über dem Wasser halt halten können. Nun, Gott führ Euch noch lange mit günstigem Wind!«

»Ich danke dir, Junge!«, rief der Lieutenant froh und drückte dem Burschen ein Geldstück in die Hand.

Nach wenigen Ruderschlägen hielten sie an der Treppe. Flaxmann stürmte hinauf und fiel dem oben seiner harrenden Norcroß an die Brust.

»Seid mir tausendmal begrüßt, mein Freund, mit erneuten Ansprüchen auf das Leben ausgestattet!«, rief Norcroß und küsste seinen Landsmann auf Stirn und Wange. »Ach, mir bangte, ich möchte zu spät gekommen sein, um Euch noch einmal die Freundeshand zu reichen. Umso froher bin ich, dass Ihr mich hier auf unserem Element, auf offener Meerflut, mit Eurem Willkommen überrascht.«

»Ihr seid lange geblieben, Kapitän«, entgegnete der andere. »Als Ihr gingt, lag ich noch hoffnungslos darnieder. Aber kaum war die Last der Krankheit von mir gewichen, als mein Herz voll Sehnsucht nach Euch ward. Dies Verlangen wuchs mit meiner zunehmenden Kraft, aber Euer unbegreifliches Ausbleiben hätte mich fast wieder auf das Siechbett geworfen. Ich glaube, ich wäre gestorben, wenn ich nicht von einem Seemann erfahren hätte, dass Ihr in Frankreich Widerwärtigkeiten zu bestehen gehabt.«

»So ist es, mein Freund«, versetzte der Kaperkapitän. »Und da Ihr auf keinen Fall ausführlich von meinem Schicksal unterrichtet sein könnt, so mache ich mir eine Freude daraus, Euch alles mitzuteilen. Doch sagt mir zuvor, wie befindet sich des Königs Majestät? Ist meine junge Frau munter und gesund? Wie leben meine Freunde und Anverwandten?«

»Der König erfreut sich des besten Wohlseins und rüstet ein großes Heer, womit er den im vergangenen Winter aufgegebenen Plan, in Norwegen einzufallen, Friedrichshall zu nehmen und das ganze Land zu besetzen, wieder aufnehmen und ausführen will. Übrigens spricht man nicht nur in Stockholm, sondern in allen Seestädten Schwedens stark vom Frieden mit Russland.«

»Ich weiß davon«, unterbrach Norcroß den Lieutenant.

»Euer Weibchen blüht täglich schöner auf, doch quält sie Sehnsucht nach Euch, und das ist kein Wunder. Zwei Monate wart Ihr ihr Gatte, als Ihr abreistet, und zwei Monate seid Ihr schon abwesend. Das ist einem jungen Ehemann nicht zu verzeihen.«

»Soll ich Euch an den Spruch erinnern: Erst Herrendienst, dann Frauendienst!«, konterte darauf Norcroß lächelnd. »Die widrigsten Umstände hielten mich zurück, wie Ihr bald hören sollt. Und unter uns: Ich liebe meine Frau herzlich, aber diese Reise hat mich über mich selbst aufgeklärt. Ich sehne mich, mein Herz in Eure Freundesbrust auszuschütten. Kommt mit mir in die Kajüte. Meine Offiziere warten darauf, Euch begrüßen zu dürfen. Der Kapitänlieutenant Gad hat Euch noch nicht im schwedischen Seemannskleid gesehen. Schont den armen Teufel. Es ist ihm einmal nicht auszureden, dass Ihr mehr versteht als andere Leute. Meine Burschen werden Euch dafür desto herzlicher willkommen heißen.«

Lieutenant Flaxmann ging an der Hand des Freundes über das Verdeck. Die Offiziere des Schiffes, welche vollzählig waren, standen in einer Reihe, den Kapitänlieutenant Gad an der Spitze, und begrüßten den Fremden mit einer gewissen scheuen Ehrerbietung, die zur Genüge zeigte, dass Gad und der Schiffschirurgus ihre Ansichten über den rätselhaften Engländer in müßigen Stunden des Breiteren auszusprechen nicht verfehlt hatten. Meister Habermann wartete an der Treppe, machte einen tiefen Bückling und sagte: »Ew. Hochwohlgeboren wird es einen armen Schiffschirurgen nicht für eine Unbescheidenheit auslegen, wenn derselbe, hochehrent über dero frische Gesundheit, mit Verlaub, die untertänigste Bitte nicht zurückhalten kann, ihn endlich mit der geheimen Kenntniss der Waffensalbe und des sympathetischen Wundwassers zu beglücken.«

»Euren Wunsch soll endlich die Erfüllung krönen, Meister Habermann«, versetzte der Begrüßte. »Gebt mir dafür das Rezept Eurer dauernden Gesundheit.«

»Das ist bald hergesagt, mit dero Verlaub, die Rumflasche und das Pöckelfleischfass sind die Apothekerbüchsen, aus welchen ich die Ingredienzien zu meiner Arznei hole.« Der Chirurgus belachte seinen Witz herzlich, während die beiden Freunde in den hintersten Verschlag der Kajüte hinabstiegen.

Hier nahmen sie Platz. Der Schiffskoch brachte zwei dampfende Becher Grog, und nachdem sie dieselben auf ihr gegenseitiges Wohl geleert hatten, fuhr Kapitän Norcroß fort: »Das menschliche Herz ist voll Widersprüche, Eigensinn und Wunderlichkeit. Je mehr man darüber nachdenkt, desto unerklärlicher wird es einem. So viel ist gewiss, dass das meine die Herrschaft des Kopfes nicht erkennen will. Ihr wisst, ich habe leidenschaftlich geliebt, die duftende Purpurblüte dieser

Blume ist abgeblüht, und ich glaube mein Herz für die Empfindungen heißer Liebe erkaltet. Eine stille sanfte Neigung zu meinem Weib hatte mich erfüllt, ich hoffte und wünschte, diese Neigung möchte mich beglücken, sie würde mein Leben mit den bescheidenen Kränzen häuslicher Zufriedenheit schmücken.

Da raubte ich auf Euern Wunsch jenes weibliche Wesen, über dessen hohe Eigenschaften wir wohl gleich anerkennend denken. Ich gestehe Euch jetzt, Lieutenant, sie machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich.

Mein schlafendes Herz erwachte und überzeugte mich, dass ich mich über sein Wesen getäuscht habe. Aber ich gestand es mir nicht selbst. Ich wollte, ich durfte seine Stimme nicht hören. Ich war mit einem liebenswürdigen Mädchen, der Verwandten vornehmer und angesehenen Leute, verlobt, durch die mein Glück in Schweden begründet wurde. Ich gedachte mich fest zu klammern an dies Schwedenreich, denn ich war heimatlos. Ich fühlte innige Hochachtung und eine sanfte Regung für meine Braut. Durfte ich die törichten Zuflüsterungen meines Herzens hören? Aber denkt Euch meinen Kampf, Kamerad, als ich nur zu deutlich des Fräuleins von Gabel Leidenschaft für mich wahrnahm! Ich hatte zu Euren Gunsten ein gefährliches Spiel mit Herzen getrieben. Die Sünde rächte sich an mir. Obendrein kannte ich Eure Liebesglut für das Fräulein und durfte nichts anderes erwarten, als dass sie Eure Gattin werden würde. Nichts konnte mich damals irremachen, selbst Euer eignes Zureden nicht. Ich erheuchelte Kälte für Friederike. Ich hütete mich wohl ernsthaft über mich selbst nachzudenken. Aber seit ich durch die Bande der Ehe gefesselt bin, haben jene unterdrückten Stimmen lauter gesprochen, und auf dieser Reise hat sich meiner eine so glü-

hende Leidenschaft für das Fräulein von Gabel bemächtigt, die der Eurigen gewiss nicht nachsteht.«

»Armer Mann!«, sagte Flaxmann. »Und Ihr werdet wieder geliebt. Ihr habt durch das, was Ihr Männlichkeit oder Charakterfestigkeit nennt, zwei Herzen unglücklich gemacht. Armer Freund! Arme Freundin! Ihr ward einander wert!«

»Wohlan! Ich habe Euch den Kummer meiner Seele entdeckt. Es gilt nun, das Unabänderliche männlich zu ertragen, mein gutes Weib zu lieben, meine Pflicht zu erfüllen und den Kampf des Lebens nicht zu scheuen. Lasst uns von Eurer Person reden!

Ihr seid nunmehr fest entschlossen, Euch dem schwedischen Seedienst zu widmen?«

»Ich bin's. Der Mensch muss doch etwas tun und treiben, muss sich eine Welt wählen oder die, in welche ihn das Schicksal wirft, erfassen, um sie nach Kräften auszufüllen. Auf dem stets bewegten Element ist mir jetzt allein wohl. Es gleicht meinem Leben. Sobald ich die mir noch mangelnden Kenntnisse des Seewesens erlangt habe, werde ich eine Fregatte führen, die mir der König bestimmt hat.«

»So sind wir denn noch inniger verbunden!«

»Mein Wunsch ist, bis dahin unter Euren Kommando zu dienen, Kamerad. Der Durst nach Rache treibt mich eben so stark wie Freundschaft und Anhänglichkeit an Eure Person auf Euer Schiff. Sagt mir nun zuvörderst, habt Ihr den Baron Görz gesprochen?«

»Ich war zwei Tage lang in seiner Nähe und bin über alle unsere Interesse erregenden Angelegenheiten von ihm unterrichtet worden.«

»Billigt er unseren kühnen Plan?«

»Er billigt ihn nicht nur, er belobt ihn sogar. Diese däni-

schen Schelme, sagte er, hätten es nicht nur am König von Schweden, sondern auch an unserer Sache und an Eurer Person verdient, dass wir mit einem kühnen Streich dem ganzen Tanz ein Ende machten. Europa wird staunen, die staatsklugen Perücken werden zusammenfahren, dass Staubwolken aus ihnen aufsteigen, aber König Karl wird triumphieren und auch unsere Sache ist gewonnen. Die Klugheit treibt uns, die Rache fordert uns auf, denn wisst, auch des Barons Gefangennahme in Holland rührt von den Dänen her. Ein dänisches Schiff hat seine Briefe aufgebracht.«

»Ich bitte Euch, erzählt!«, rief Flaxmann begierig. »Wie war es möglich, dass die Generalstaaten sich an der Person des Barons vergreifen konnten? Die Sache ist mir bis jetzt ein Rätsel geblieben.«

»Das Geheimnis ist gelöst. Der Baron hat durch seine Kundschafter alles herausgebracht. Gegen Ende Januar ist ein schwedisches Schiff von einem dänischen Seefahrer genommen worden. Der dumme Mensch hat einige Briefe des Baron Görz an den schwedischen Gesandten in London, Graf Karl Gyllenborg und einige schottische Barone bei sich, aber statt die Briefe ins Meer zu werfen oder zu verschlucken, wie ihm der Baron, sobald er in Gefahr komme, geraten, lässt er sie ruhig in seinem Proviantschrank liegen. Der Däne schickte die Briefe nach Kopenhagen, der König sendet einen Schnellsegler nach London, und am 9. Februar wurde Graf Gyllenborg, der sich keines Überfalls versah, gefangen genommen. Da fanden denn die edlen Hannoveraner in seinen Papieren, die er nicht Zeit behielt, beiseite zu schaffen, den ganzen Plan des Barons Görz weitläufig und mit allen näheren Angaben. Sogleich ließ der Kronendieb Georg, oder Kurfürst von Hannover - ich werde ihn nie als König von England anerkennen -

einen außerordentlichen Gesandten an die Generalstaaten abgehen und die hochmögenden Herren ersuchen, den Baron Görz anzuhalten und dessen Papiere mit Beschlag zu belegen. Darauf wurde der Baron am 21. Februar zu Arnheim gefangen genommen, während es Euch gelang, Euch mit den Euch selbst betreffenden Papieren zu retten.«

»Und wo und wie befindet sich der Baron jetzt? Was habt Ihr mit ihm verhandelt?«

»Dass er durch seine Beredsamkeit und kluges Benehmen die Staaten von Geldern für sich gewann und überzeugte, wie unrecht sie daran täten, ihn in einer Sache festzuhalten, die auch nicht im Entferntesten die Generalstaaten beträfe, zumal da er als Privatmann unter ihnen lebe und nicht einmal schwedischer Untertan, geschweige schwedischer Bediensteter überhaupt, noch Abgesandter des Königs von Schweden insbesondere sei. Dass er deshalb am 1. April wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, wird Euch bekannt sein. Ihr habt ohne Zweifel in Kopenhagen, wo man dem Baron gern das ewige Leben gegönnt hätte, davon gehört. Von da reiste unser Görz sogleich nach Versailles und bearbeitete den Regenten, das Geschäft der völligen Aussöhnung unseres Königs Karl mit dem Zar zu übernehmen. Der Herzog von Orleans zeigte sich bereitwillig, dann zauderte er. Endlich, nachdem Görz schon mehrere Wochen am französischen Hof zugebracht hatte, versprach der Herzog-Regent seinen Einfluss auf die beiden Monarchen zu ihrer Vereinigung anzuwenden. Nun trat der Baron mit seinem eigentlichen Plan hervor und forderte Frankreich auf, dem König Karl zu seinen verlorenen deutschen Provinzen zu verhelfen. Der Herzog-Regent fing darauf an, sich mit politischer Zweideutigkeit zu benehmen. Es schien dem Baron, dass dänischer Einfluss im Spiel sei. Als er

abermals einige Monate mit leeren Verhandlungen zugebracht hatte und auf eine bestimmte Erklärung drang, so machte der Regent die Ausflucht, es sei seine Pflicht, für die Tilgung der Schuldenlast Frankreichs zu sorgen und seinem königlichen Mündel die Regierung in einer völligen Beruhigung des französischen Reichs zu übergeben. Deshalb könne und dürfe er sich in keinen Krieg einlassen, sondern müsse vielmehr sich bestreben, nur Friedens- und Freundschaftsbündnisse abzuschließen. Infolge dieser Erklärung schloss der Regent auch eine Defensivallianz mit dem Zar und dem König von Preußen. Da aber - wie Ihr wisst - der Letztere ein dicker Freund Dänemarks ist, so konnte man daraus sehen, woher der Wind blies. Auch versprach der Regent in diesem Bündnis ausdrücklich, sich auf keine Weise in den nordischen Krieg zu mischen. Der Baron sah nun ein, dass er in Frankreich nichts mehr zu tun hatte, und beeilte sich, das letzte und kräftigste Mittel anzuwenden, um Dänemark zu demütigen und unseren Stuart auf den Thron seiner Väter zu heben. Er reiste zum Zar nach Loo, wurde von Peter mit Achtung aufgenommen und behandelt, und beide kamen überein, binnen drei Monaten den russisch-schwedischen Frieden bis zum Abschluss in Ordnung zu bringen. Dort habe ich den Baron gesprochen und ihm die Briefe unseres Königs übergeben. Er wird noch einige Zeit in der Nähe des Zars verweilen und arbeitet bereits am Frieden. Hoherfreut war er über meinen Vorschlag und versprach mir, sobald derselbe glücklich ausgeführt sei, die höchste Gnade des Königs nebst einer bedeutenden Stelle bei der Admiralität. Und denkt Euch, Kamerad, welche Aussichten uns überdies aus der Ausführung unseres Plans erblühen! Haben wir den naseweisen Burschen, dann gibt ihn König Karl nicht eher wieder heraus, bis Jacob

Stuart König von England ist.«

Flaxmanns bleiches Gesicht überzuckte bei diesen Worten eine glührote Flamme.

»Drauf und dran denn!«, jubelte er, »lasst uns keine Stunde verlieren, Kamerad! Das Geratenste ist, Ihr besteigt meine Schaluppe mit, wir lavieren an der schonischen Küste hin, gleichsam als wären wir ein großes Fischerboot, und stechen in der Nacht hinüber auf die Kopenhagener Reede.«

»Doch erst müssen wir unsere Spione ausschicken«, warf Norcroß ein. »Wir können nicht aufs Geradewohl nach Seeland gehen und die Ausführung unseres Plans dem Zufall überlassen. Nein, mein Freund, wir müssen vorher genau vom Tun und Treiben des Kronprinzen unterrichtet sein, ehe wir etwas unternehmen.«

»Aber wen gedenkt Ihr als Spion auszuschicken, Kapitän? Könnte ich die Züge meines Gesichts unkenntlich machen, so taugte niemand besser dazu als ich selbst.«

»Da dies unmöglich ist, und weder Eure Lage noch Euer Gesundheitszustand gestatten, dass Ihr Euch solcher Gefahr aussetzt, so passt niemand auf dem Schiff besser dazu als ich und mein Juel. Ja, wenn Ihr Euren Courtin noch bei Euch hättet, der wäre der geschickteste Mann zu diesem Geschäft. Doch wie? Sagtet Ihr mir nicht, dass er unter Tordenschild Dienste genommen hat?«

»So ist es.«

»So kann er uns nützlich werden, wenn er im Hafen ist. Und seit seinem Angriff auf Göthenborg und Strömstadt verhält sich Tordenschild ziemlich ruhig. Ihr gebt mir einen Brief an Courtin.«

»Mit Freuden, und dass mir die gute Haut noch ebenso treu ergeben ist, wie sonst, leidet wohl keinen Zweifel. Doch da

Ihr eben Tordenschilds Angriff auf Göthenborg erwähnt habt, so erzählt mir doch von diesem tollkühnen Unternehmen etwas Näheres. Es fand kurz vor meiner Flucht aus Kopenhagen statt, und ich hörte nur Unzusammenhängendes davon erzählen. Auch war ich viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um einer anderen Angelegenheit als der meinen gehörige Aufmerksamkeit schenken zu können. Ihr wisst, in welchem Zustand ich nach Stockholm kam, und doch habe ich gemerkt, dass Ihr einst an meinem Lager saßet und von einem Überfall des dänischen Tollkopfes erzähltet. Das Fieber hat mich den Sinn Eurer Worte nur halb fassen lassen. auch habt Ihr, so viel ich mich erinnere, nicht ausführlich berichtet. Ferner seid Ihr mir auch die freundschaftlichen Erörterungen über Eure eigene Person auf Eurer Reise schuldig, und ich bitte Euch höflich darum.«

»Wie gern erfülle ich Euren Wunsch, Lieutenant«, entgegnete der Kaperkapitän freundlich, »denn es gewährt einem mutigen Herzen. Und ich denke, dieser Name wird Euch nicht als gemeines Selbstlob klingen - zum Genuss, schwerbestandene Gefahren und gewaltige Lebensmomente in die Erinnerung heraufzubeschwören und mit dem Worte wieder zu beleben. Sobald wir unser Mahl eingenommen haben, wollen wir den Tag mit gegenseitiger freundlicher Mitteilung zubringen, von der Vergangenheit reden und an die Zukunft denken. So bringen wir bis zum Abend zusammen auf der Fregatte zu und lassen sie hernach in den Göthaborger Hafen einlaufen, während ich mich mit Juel in englischer Matrosentracht von Meister Ebbe Reetz in einem kleinen Boot an die seeländische Küste bringen lasse. Reetz ist ein Däne und kann mir nützlich sein. Ihr aber geht in Eurer Schaluppe nach Schonen, streicht an der Küste hin und haltet im Hafen von

Karlskrona an. In der morgigen Nacht aber stecht hinüber nach Kopenhagen zu und legt Euch unter die Brücke bei Gøldenløve. Dort werde ich entweder selbst sein oder Euch Nachricht von mir geben. Unterdessen werde ich das Nötige ausgekundschaftet haben.«

»Um eins bitte ich Euch, Kamerad, vergesst nicht, dass mein Herz dort seinen Ankergrund hat. Es gibt Euch den Auftrag, nach Christine von Ove zu fragen und ihr einen Gruß zu bringen.«

»Ich werde Euer Liebesbote sein. Ich muss ja ohnedies in das Haus des Vizestatthalters, denn ich sehe nicht gut ein, wie wir unseren Plan ohne Friederikes Beistand ausführen sollten.«

»Rechnet nicht auf sie, Kapitän! Sie liebt ihr Vaterland zu sehr, um sich zu einem Schritt zu verstehen, der sie vielleicht später den Vorwürfen ihres eigenen Gewissens bloßstellte.«

»Auch werde ich Ihr nicht unklug den ganzen Umfang unseres Planes enthüllen. Sie hasst den Kronprinzen, wie Ihr mich selbst versichert habt, ja, sie hasst den ganzen dänischen Hof und wird gern die Hand bieten, Euch Gelegenheit zur Rache zu verschaffen, zu der sie selbst Euch antrieb. Von dieser Seite fass ich sie.«

»Ein Mittel bleibt Euch immer, sie zu allem zu bewegen, was Ihr wünscht. Ihr werdet aber keinen Gebrauch davon machen.«

»Im äußersten Fall von jedem.«

Erzählung

Die beiden Kaperoffiziere speisten in der Kajüte allein und leerten auf das glückliche Gelingen ihres gewagten Unternehmens, von welchem sie sich so viel versprochen, ein paar Flaschen. Hernach, als der Dampf des Grog aus den Gläsern vor ihnen stieg, nahm Kapitän Norcroß das Gespräch auf.

»Ihr wünscht zuerst einige nähere Nachrichten von dem tollkühnen Angriff des dänischen Vizeadmirals Tordenschild auf Göthaborg zu hören. Wahrlich, ich liebe diesen jungen Feuerkopf - er ist in unserem Alter - obgleich er unser Feind ist, und ich wünsche nichts sehnlicher, als mich einmal mit ihm messen zu können. Entweder ich bliebe tot auf der Stelle oder ich trüge über Tordenschild den Sieg davon, und König Karl erhöbe mich zum Schout-bij-Nacht oder Admiral. Dieses Verlangen führte mich ihm bei Göthaborg, oder vielmehr bei Elfsborg entgegen, ich glühte vor Begierde, ihm die Spitze zu bieten und sein Schiff in den Grund zu bohren. Ich, ich allein wollte den Ruhm des Sieges haben, ich geizte nach dem Tod oder der Ehre, Tordenschild bezwungen zu haben. Aber wen das Glück flieht, der strengt vergebens alle Kräfte an. Wäre nur die Glücksgöttin meinem Mut gerecht, der Name Norcroß sollte bald über dem Namen Tordenschild glänzen.

Durch die vielen und ansehnlichen Prisen, welche ich den schwedischen Häfen zugeführt hatte, war ich dem König, dem Grafen Mörner und dem Gouverneur Gadenhielm lieb geworden, und erfreute mich mancher Gnade. Außerdem standen mir in Stockholm alle Häuser offen, ich erhielt schmeichelhafte Einladungen, und der Gouverneur Gadenhielm bot mir sogar seine Schwester zur Ehe an, da er von meiner Verlobung mit dem Fräulein Broke nicht unterrichtet

war. Mit meinem erhöhten Ansehen vermehrte sich auch die Anzahl meiner Feinde. Ein Fremdling, der beim Landesherrn in Gunst steht und von ihm befördert wird, muss allezeit erwarten, von denen heimlich beneidet und verfolgt zu werden, deren Ehrgeiz sich gekränkt und zurückgesetzt fühlt. Viele derselben hatten sich hinter des Königs Adjutanten, den Baron Feiff, gesteckt und diesen bestimmt, mir bei der Majestät zu schaden. Es war zu Anfang Mai, als ich, von einem einträglichen Streifzug auf der Nordsee zurückgekehrt, die Ehre hatte, in des Königs Kabinett geführt zu werden, damit ich ihn von meiner Reise und über den Wert meiner Prisen Bericht abstaten möchte. Der Adjutant, welcher sonst immer um des Königs Person ist, war eben nicht gegenwärtig. Da fragte mich der König: ›Was habt Ihr und Feiff miteinander?‹ Ich versetzte, dass ich noch niemals die Ehre gehabt habe, Se. Exzellenz den Herrn Baron Feiff zu sprechen, und dass ich meines Wissens nichts getan hätte, womit ich ihn hätte auf mich erzürnen können. Seine Majestät sagte hierauf: ›Er sagt, dass Ihr ein Seeräuber seid.‹ Mit tiefer Ehrerbietung entgegnete ich wiederum: Wenn ein von Ew. Majestät eigens auf eins von Höchstdero Schiffen bestellter Kaperkapitän, der sich in Ausübung seiner Dienstpflicht streng und aufs Gewissenhafteste an die Verhaltensbefehle Ew. Majestät gehalten, und alle Schiffe, welche Ew. Majestät als feindliche erkennen und erklären, mit getrostem Mut auf offener See angegriffen und die, so er besiegt - und das waren die meisten - nach Recht und Gewissen in die Häfen Ew. Majestät abgeliefert und niemals etwas von der Beute für sich behalten hat, wenn ein solcher Mann ein Seeräuber heißt, so verdiene ich freilich diesen Namen, den mir der Herr Baron Feiff beizulegen beliebt hat.

Meine Rede schien dem König gefallen zu haben, denn er sagte mit heiterem Gesicht aufs Gnädigste: ›Tut, was Eure Pflicht ist! Wir wollen nichts glauben von allem, was zu Eurer Verkleinerung geredet wird. Nehmt eine günstige Stunde wahr, Euch recht vorteilhaft auszuzeichnen. Ihr habt die Mittel dazu, und Ihr sollt sehen, dass Ihr an mir einen gnädigen König habt, der das Verdienst würdig zu belohnen weiß.‹

Diese Worte aus dem Mund eines solchen Helden mussten mich natürlich auf das Lebhafteste anfeuern und mich nichts sehnlicher als die günstige Stunde wünschen lassen, von welcher der König geredet hatte. Die Anklage beim König gegen mich beruhte auf nichts weiter, weil ich einige Schiffe genommen hatte, die so gut im holländischen Einlauf waren, indem man behauptete, ich sei zu weit gegangen und habe des Königs Befehle übertreten oder nach Willkür gedeutet. Allein noch im vorigen Jahr, bevor der Baron Görz nach Holland ging, begegnete ich ihm einmal auf dem Ritterholm. Um ihn waren viele der vornehmsten Hofherren, und ich ging mit anderen Seeoffizieren. Als er mich zu Gesicht bekam, hatte er die Gnade, stehen zu bleiben und mich nach meinen Angelegenheiten zu befragen. Bei dieser Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, ihn zu bitten, ob es mir nicht erlaubt wäre, an die südliche Seite der Doggerbank zu gehen. Der Freiherr antwortete mir laut, sodass es alle hören konnten. ›Sie können gehen, wohin Sie wollen, Kapitän, und handeln, wie es Ihnen gut dünkt. Niemand ist Willens, Ihnen Rechenschaft über Ihr Tun und Lassen abzufordern, denn Se. Majestät sind mit allem, was Sie noch unternommen haben, vollkommen zufrieden.‹

Diese Worte haben mir viele Feinde gemacht und man hat es mir sehr zur Last gelegt, dass ich nach ihnen gehandelt

habe.

Dies nur beiläufig, um Euch alles zu erklären, mein werter Freund und Kamerad. Die ersehnte Stunde sollte bald kommen. Leider stand mir in ihr das Glück nicht bei und sauste vorüber, ohne mir die gehofften Früchte zu hinterlassen. Elf Tage nach dieser meiner Unterredung mit des Königs Majestät fand Tordenschildts unerwarteter Überfall statt. Ich war zwei Tage vorher von Stockholm angelangt und hatte meine Fregatte bestiegen, die in der Nacht des 11. Mai bei dem alten Werf, beim Elfsborger Kastell vor Anker lag. Wir hatten zwar erfahren, dass mehrere Schiffe nach Fladstrand, uns gegenüber in Jütland, gebracht worden seien. Da man aber den Zweck derselben nicht ahnte, so bekümmerten sich die Schweden nicht darum. Inzwischen wurde vom Gouverneur Godenhielm doch die Vorsicht gebraucht, den Göthaborger Hafen des Nachts mit einem Querbaum zu verschließen. Der Admiral Strömstierna lag unweit von mir mit der schwedischen Flottille, über die er das Kommando hatte, bei dem neuen Werf. Gegen ein Uhr in der Nacht wurden wir durch Allarmschüsse vom Neuelfsborger Kastell aufgeschreckt. Wir sahen die dänische Flottille, die aus zwei Kriegsschiffen, zwei Geschützbramen, elf Galeeren und vierzehn bewaffneten Schaluppen bestand, in einiger Entfernung schwimmen. Zur selbigen Zeit wurde es von Elfsborg am Ufer kund, dass der Feind im Anzug sei. Jetzt hörte man weithin bis nach Göthaborg hinüber schleunige Warnschüsse. So eilig wie möglich ließ ich ein Boot aussetzen und ruderte hinüber zum Admiral, um mir Verhaltensbefehle auszubitten. Er riet mir, mich dem Feind geradezu entgegen zu werfen. Dies war mir aus der Seele gesprochen. Ich flog zurück auf mein Schiff. Aber denkt Euch meinen Schreck ! Die meisten meiner Leute sind

ans Land gestiegen. Unser Gad hilf- und trostlos, schickt sich eben an, mein edles Schiff zwischen dem alten Werf und Helsingland in den Grund zu senken, damit es den Dänen nicht in die Hände fallen soll. Ich hätte den Mann, der es doch gut meinte, in der ersten Wut fast ermordet.

Außer mir ruderte ich mit Joel ans Land und trieb meine nichtswürdigen Burschen zusammen. Der Junge lief wie ein Schäferhund umher, um die verlaufenen Schafe aufzutreiben. Der Tag war unterdessen angebrochen, und ich konnte Tordenschildts ganze Macht vom Ufer aus erkennen. Meine Jungen standen und gafften. In dem trübseligen Geschäft begriffen, sie zusammenzuscharen, begegnete ich dem Prinzen von Hessen-Kassel und dem Feldmarschall Mörner. Der Prinz fragte mich, ob ich nicht an der Schlacht Anteil nehmen und mich des Ruhms erfreuen wollte, wider die frechen Feinde des Vaterlandes zu fechten. Ich versicherte, dass dies mein glühendster Wunsch sei, berichtete aber auch zugleich das Unglück, welches mir mit meinen nachlässigen Leuten widerfahren sei.

Als ich mit meinem zusammengetriebenen Volk auf der Fregatte anlangte, hatte sich zu meinem unaussprechlichen Missvergnügen der Wind geändert, und war mir so sehr entgegen, dass ich unmöglich dem Feind nachkommen konnte. Was half aller Mut, was die ungeheuerste Anstrengung? Wir konnten nicht gegen die Riesenmacht des Elements kämpfen. Über mein ungünstiges Geschick in Verzweiflung warf ich mich mit den Tapfersten meiner Leute in meine Schaluppe und ruderte auf die dänische Flottille zu, am neuen Werf vorüber. Unweit desselben stieß ich auf eine feindliche Galeere von Christianssand, *Louise* genannt. Wir enterten rasch, und ich befahl meinen Leuten, mir mit bewaffneter Hand zu fol-

gen. Mit bloßem Degen schwang ich mich in die Galeere, meine Burschen mir nach, aber in demselben Augenblicke warf sich die Mannschaft auf der anderen Seite in die Schaluppe, einige Verwundete ausgenommen. Meine Sorge ging nun auf diese. Mein gehoffter Ruhm beschränke sich darauf, dass ich eine Galeere erobert hatte. Doch hatte ich die Freude, dass nach einigen Stunden der Prinz von Hessen-Kassel, der Feldmarschall Mörner und der Admiral Strömstierna an Bord dieser Galeere kamen. Unterdessen hatte die Hauptschlacht, an der ich keinen Teil hatte nehmen können, für die Schweden eine günstige Wendung genommen. Der Vizeadmiral Wilster, welcher erst den Dänen gedient, vor zwei Jahren aber zu den Schweden übergegangen war, lag im Göthaborger Hafen. Er schickte bei Annäherung des Feindes zu dem in der Nähe liegenden Prinzen von Hessen-Kassel und dem Feldmarschall Mörner, und diese besetzten sofort mit zwei Regimentern beide Ufer der Göthaelf. Das war früh um zehn Uhr. Dennoch wagte sich Tordenschild nachmittags mit seinen Schiffen zwischen die Batterien und unter das Geschütz der Festung Elfsborg, welche - wie Ihr wisst - mitten im Hafen liegt, gegen den Göthaborger Hafen, welcher aber mit einem Querbalken verschlossen war. Das hatte er nicht erwartet. Sobald er angekommen war, ließ er Stadt und Flotte heftig beschießen, aber das schwedische Geschütz aus drei Schanzen, von den Schiffen und aus den Festungen Elfsborg und Güldenborg, auf ihn abgefeuert, trieb ihn nach einem fünfständigen Gefecht zurück. Er hatte eins unserer Kriegsschiffe und die Göthaborger Seilerwerkstätten eingeäschert. Er selbst hatte viele Leute eingebüßt, und außer der Galeere, die ich genommen, noch eine andere. Hernach kreuzte er vor dem Göthaborger und Marstrander Hafen, wurde durch vier

Schiffe des Admirals Bing verstärkt, und brachte bald zwölf schwedische Handelsschiffe auf, die freilich für Schweden ein großer Verlust waren. Darauf griff er am 19. Juli die Stadt Strömstad an, in welche König Karl durch eine kleine Flotte Lebensmittel zu seinem norwegischen Zug zusammenbringen ließ. Obgleich unser König vorsichtig gewesen war und einen solchen Angriff erwartet hatte, so brach Tordenschild doch mit solchem Ungestüm herein, dass er zwei unserer Batterien eroberte und vernagelte, und die Stadt mit seinem Geschütz beschädigte. Aber als er landen wollte, brach der Generalmajor Gierta hinter einem Felsen hervor und gab Feuer auf die Schiffe.

Tordenschild wurde selbst von zwei Kugeln getroffen und zwei seiner Galeeren fast von Volk entblößt. Er musste sich zum Rückzug bequemen. Da er aber die Galeeren durchaus nicht im Stich lassen wollte, so wandte er sich in der augenscheinlichsten Gefahr, wahrhaft tollkühn, noch einmal gegen das Ufer. Die Rettung der Galeeren gelang wirklich einem Seekadett und einem Bootsmann, namens Elias Wulf, den Meister Reetz gut kennt. Diese ruderten durch die schwedischen Kugeln unbeschädigt durch, banden die Galeeren an Riemen und zogen sie nach. Dieser Wulf legte eine Probe von Mut ab, wie man ihn nur wenig findet. Er hatte gemerkt, dass sich seine Leute vor den schwedischen Flintenkugeln fürchteten, er zog sich also nackt aus und stellte sich auf das oberste Verdeck vorn an. Nun stieß er die abscheulichsten Scheltworte gegen die Schweden aus und höhnte sie so mit beschimpfenden Gebärden, dass sie im höchsten Zorn ihre Gewehre alle auf ihn richteten. Die Ruderer wurden dadurch verschont und trieben ihr Schiff mit Windeseile der Galeere zu. Aber eben diese Hast rettete dem tollkühnen Bootsmann das Le-

ben, keine einzige Kugel traf ihn, und es hieß allgemein, er habe mit dem Teufel einen Bund gemacht. Die Schweden hatten viele Leute verloren. Am 13. August versuchte Tordenschild seinen Zweck durch Bomben, die er in die Stadt warf, zu erreichen. Auch dieser Plan misslang. Die Schweden waren auf ihrer Hut. Sobald aber wir, mein Freund, unseren Plan ausgeführt haben werden, ist Schweden für immer all dieser Plackereien überhoben, und der tapfere Tordenschild wird am Ingrim, uns nicht mehr tücken zu können, umkommen.«

»Wir werden viele tausend Menschen glücklich machen«, versetzte Flaxmann. »Kinder und Kindeskindern werden uns dafür segnen. Doch seht, der Abend naht. Erzählt mir nun auch von Eurer Reise nach Frankreich und zum Baron Görz und sagt, was Euch so lange aufgehalten hat. Unterdessen wird die Nacht herankommen, die uns trennt.«

»Es sei!«, entgegnete der Kapitän. »Ich hatte vier Schiffe und gedachte mich zum Vorteil unseres Königs wacker zu regen. Drum belud ich einige dieser Schiffe mit Eisen und ging mit meinem *Graf Mörner* nach Amsterdam. Hier machte ich guten Handel und segelte von da nach Frankreich, um den Baron aufzusuchen. Unterwegs brachte ich ein paar Schiffe auf, die ich nach Schweden schickte. Darunter war auch ein französisches. Überhaupt waren von schwedischen Kapern Zeit her mehrere französische Schiffe aufgebracht worden. Der Kapitän Wernar in Dünkirchen wirkte daher einen Befehl vom Hof in Paris aus, dass ich im Hafen Mardique, in welchen ich eingelaufen war, angehalten wurde. Ich übergab dem Kapitänlieutenant Gad das Kommando und reiste unverzüglich nach Paris. Allein zu meiner Bestürzung fand ich den Baron nicht mehr. Er war abgereist. Nun zog ich einen

Wechsel von vierzigtausend Gulden auf einen Wechsler in Amsterdam, um dem Baron nur schnell nachreisen und dann meine Schiffe auslösen zu können, aber besagter Kapitän Wernar hatte mir auch den Kredit abgeschnitten, und ich hatte weder Schiffe noch Geld. Nun reiste ich mit dem Wenigen, was mir übrig geblieben war, zu unserer Königin Maria nach St. Germain, und sie war der einzige Mensch, der sich meiner verdrießlichen Sache annahm.

Zwar wurde ich lange aufgehalten, aber es gelang ihr doch, mir endlich einen Befehl vom Herzogregenten auszuwirken, kraft dessen mir meine Schiffe ausgeliefert wurden.«

Der Lieutenant Flaxmann war bei Nennung der verwitweten und vertriebenen Königin von England von Rührung ergriffen worden. »Wie befindet sich unsere teure Königin?«, fragte er mit weicher Stimme.

»Sie ist alt und schwach und lebt ein frommes, gottseliges Leben. Ihr Hofstaat ist sehr klein, ihre Mittel sind kaum die einer adligen Stiftsdame.«

»Gott segne sie und erhalte sie noch lange!«, stammelte Flaxmann.

»Wer wollte nicht mit Euch wünschen, dass sie noch so lange lebte, bis ihr königlicher Sohn wieder in das Reich seiner Väter eingezogen und die, welche ihn geboren hat, wieder mit den Insignien und Würden einer Königin von England geschmückt ist.«

Flaxmann seufzte.

»Aber merkwürdig ist's und bleibt's doch«, fuhr Norcroß fort, »dass sich die alte Dame niemals um das Schicksal ihres Sohnes, des Prätendenten, bekümmert. Sie kommen nicht zueinander, sie fragt nicht nach seinen Hoffnungen und Plänen in Betreff Englands. Sie treibt nur immer Bußübungen und

scheint vom Himmel Vergebung irgendeiner Schuld erlehen zu wollen.«

»Fahrt in der Erzählung Eurer Reise fort, Kamerad«, bat der Lieutenant mit bewegter Stimme.

Norcroß sah ihn verwundert an und sprach weiter: »Ich verkaufte eins meiner Schiffe und ging mit den beiden noch übrigen in See. Aber ein mir entgegenbrausender Sturm warf mich in denselben Hafen zurück. Und denkt Euch, ich wurde zum zweiten Mal angehalten. Nun hätte ich mich vielleicht durch Bitten und Streiten wieder losmachen können, allein es wäre viel Zeit unnütz verloren gegangen, und sie war mir lieber als alles, denn es drängte mich, mit dem Baron über unseren Plan zu verhandeln. Daher opferte ich das andere Pressschiff - und darauf war ja eigentlich der ganze Handel abgesehen - und lief mit dem *Graf Mörner* aus. Ich machte bald mehrere Prisen. Ohne Fährte langte ich in Loo an. Ich fand den Baron bis über die Ohren in diplomatischen Arbeiten, er war am Friedensvertrag mit Russland. Meine Sachen gingen, wie ich Euch schon gesagt habe, trefflich. Wir haben uns seiner ganzen Genehmigung und Unterstützung zu erfreuen. Auf dem Weg heimwärts habe ich wieder ansehnliche Prisen gemacht, sodass ich mein Schiff fast von geborenen Schweden habe entblößen müssen, weil ich jedes mit einem solchen dem König überschickt habe. Auch warf mich ein Sturm an den englischen Wall, sodass ich fast meinen lieben *Graf Mörner* und mein Leben selbst eingebüßt hätte. Doch entging ich dem Schicksal diesmal noch, wider mein eignes und meiner Leute Hoffen und Erwarten. Meine Reise hat unserem König wenigstens fünfzigtausend Taler eingebracht. Aber ich denke, der letzte Wurf derselben soll ihm alles einbringen, was er nur wünscht und begehrt!«

»Gott gebe, dass der Wurf gelinge!«, sagte Flaxmann, und das Schiff hielt inne, weil die Stunde der Trennung gekommen war.

Ein Rendezvous

Es gibt Gemüter, an denen die Schwermut nicht haftet. Sie bleiben sich in allen Lebenslagen gleich, heitere Gemälde, lachend, selbst wenn das Unglück durch das Haus schreitet. Dieser Frohsinn ist das Kind flacher Naturen. Sie sind der Freude, die die Seele berauscht, so wenig zugänglich, wie dem Schmerz, der die Seele läutert und erhebt. Jene Gemüter gleichen dem seichten Dümpfel, den selbst der Sturm nur leise kräuselt, dessen Oberfläche aber auch nur von den Strahlen der Sonne erhellt und nie mit Regenbogenfarben geschmückt wird. Ein wahrhaft heiteres Gemüt ist für Freude und Schmerz gleich empfänglich, nur hat der Schmerz keine bleibende Stätte bei ihm wie die Freude. Die Freude ist ihm die Lebensnahrung, der Schmerz das Salz. Ein solches Gemüt ist ein reiner, tiefer See in einem grünen Tal. Stolze Berghäupter spiegeln sich darin, klarer Kies deckt den Boden, Fischlein schwimmen munter darin und die Strahlen der Sonne erhelten das Wasser bis auf den Grund. Aber wenn ein Sturm durch die Talschluchten herabbraust, so türmen sich Wellen, es tobt im Schoße des Sees - aber trübe wird er nicht.

Christine von Ove glich dem Waldsee, den der Sturm eben gepeitscht und die Sonne noch mit keinem Blick wieder erfreut hatte. Dessen ungeachtet war sie ruhig und wehmütig-heiter, während Friederike dem grollenden Bergstrom glich, der sich schäumend durch die Talwindungen drängt, von

den Höhen stürzt und an den Felsen stößt, die seinem wilden Lauf entgegenstehen.

Beide Mädchen lebten zurückgezogen im Garten des Vizestatthalters. Christine hatte, in Ungnade gefallen, ihre Stelle als Hofdame der Königin niederlegen müssen. Selten zeigten sie sich öffentlich. Die Zungen des Hofes und der Stadt ermüdeten endlich, sie zu bearbeiten, da sie sich um alles über sie im Umschwung gehende Gerede nicht kümmerten. Der Vizestatthalter sorgte zwar für den anständigen Unterhalt der beiden Mädchen, aber er zürnte ihnen, die es wagten, den Hof zu verachten. So lebten sie ein stilles ungestörtes Leben, das allein von der Sehnsucht bewegt wurde, von jenen beiden Männern zu hören, welche der Gegenstand ihrer täglichen Unterhaltung waren.

So war ihnen von Hoffnung und Furcht bewegt der Sommer vergangen. Da nahm Christine in Friederikes Wesen plötzlich etwas ihr Fremdes wahr. Sie bemerkte es nicht mit den äußeren Sinnen, aber es wehte sie kühl und unbefriedigend von der Freundin an, dass sie eine Verstimmung erlitt, die sie nicht verbergen konnte.

Eines Abends setzte sie sich, um den Gefühlen ihrer Wehmut ungestört nachhängen zu können, im Garten in eine entfernte Laube. Friederike war ausgegangen. Es dunkelte, und über den Garten flogen die Nachtschatten des Herbstes. Die Natur harmonierte mit Christines Seele. Ein Geräusch erregte ihre Aufmerksamkeit, welches unweit der Gartenmauer, an welche die Laube gelehnt war, entstand, gleichsam als habe sich jemand an der Mauer herabgelassen, und wurde von ihr bald als leise schlüpfende Fußtritte erkannt, welche näher und näher kamen.

In eine Ecke geschmiegt wartete Christine mit klopfendem

Herzen. Es kam herangeschlichen und trat in die Laube. Das Mädchen wagte kaum zu atmen. Schon glaubte sie sich von Dieben und Mördern umringt. Ihre Blicke flogen nach dem vorderen Raum der Laube, wo sie aus dem Hintergrund des noch von einem Lichtstreif erhellten Westhimmels die Umrisse einer kleinen männlichen Gestalt wahrte, die mit Behutsamkeit aus der Laube heraus nach dem Gartenhaus hin zu lauschen schien. In dieser Stellung verhielten sich beide eine kurze Zeit, bis die Gartentür geöffnet wurde und Schritte sich hören ließen, welche Christine für die ihrer Freundin erkannte. Diese Schritte führten nicht zu dem Haus, sondern zur Laube, in welcher die geängstete Christine und die kleine rätselhafteste Gestalt verborgen waren, und wurden leiser und vorsichtiger, je näher sie kamen, sodass es Christine endlich dünkte, als schliche die Nahende auf den Zehen. Endlich war Friederike an der Laube und fragte mit leiser Stimme hinein: »Bist du da?«

»Ja, gnädiges Fräulein«, versetzte eine Jünglingsstimme ebenfalls leise.

Friederike trat herein und setzte sich vorn auf dieselbe Bank, auf welcher hinten Christine ihren Platz hatte. Der Fremde blieb ehrerbietig mit unbedecktem Haupt stehen.

»Was habt Ihr heute ausgerichtet?«, fragte Friederike hastig.

»Courtin habe ich endlich aufgetrieben. Er ist heute mit einem Kriegsschiff, das in Jütland gebaut worden ist, im Hafen eingelaufen, aber den Brief des Lieutenants haben wir ihm noch nicht gegeben. Wir trauten seiner Flagge nicht ganz, und der Kapitän sagte, es wäre am besten, wenn er selbst mit Euch sprechen könnte, gnädiges Fräulein. Er meint, das Schreiben wäre gefährlich. Der Brief könnte mir abgenommen werden, dann wären wir alle verraten.«

»Ich sehe auch nicht ein, was mir der Kapitän noch zu schreiben hat?«, versetzte Friederike. »Aber es scheint mir in der Tat, als traue er auch meiner Flagge nicht. Wenn die ganzen Anstalten weiter nichts bezwecken, als eine einfache Herausforderung des Kronprinzen von Lord Palmerston, so begreife ich nicht, was da viel zu schreiben und zu reden ist. Schon gestern Abend sagte ich dir, ich wünsche eine solche Herausforderung, und wenn der Thronfolger feige genug sein sollte, das Duell auszuschlagen, so billige ich es sogar, dass Ihr ihm einen Denkkzettel anhängt. Ich sagte dir schon, dass der Kronprinz von früh bis neun Uhr allein auf seinem Zimmer sei und dass ich es selbst übernehmen wolle, die Herausforderung des Lords in seine Hände zu spielen. Ich habe dir ferner gefügt, dass er von neun bis elf um die Tore spazieren reitet, meist mit einem kleinen Gefolge. Doch noch schicklicher, eine Realsatisfaktion zu nehmen, sobald er das Duell verweigert, sind seine Jagdritte. So wird er zum Beispiel übermorgen dieselbe Tour machen, welche er im vorigen Jahr an jenem Tag mit dem Zar und der Zarin machte, an welchem Kapitän Norcroß meine Wenigkeit von dieser Insel entführte. Hier bieten sich unvergleichliche Gelegenheiten, ihm mit ein paar handfesten Burschen zu Leibe zu gehen. Was will der Kapitän noch weiter? Aber er hat andere Pläne, und wenn er mich seines Vertrauens nicht würdig hält, so werde ich der ganzen Sache wegen keinen Schritt weiter tun, denn Ruhm und Ehre ist wahrlich nicht dabei zu gewinnen.«

»Eben darum will der Kapitän selbst mit Euch reden, und er lässt Euch dringend ersuchen, ihm diesen Abend eine Unterredung in dieser Laube zu schenken.«

»Wo denkt der Kapitän hin? Ich ihm ein Rendezvous geben? Er mag dir immerhin anvertrauen, was ich wissen soll.«

»Bitte, bitte, gnädige Dame!«, rief der Schiffsjunge schmeichelnd, »schlagt es ihm nicht ab! Er hat Euch wahrlich Dinge von der größten Wichtigkeit zu sagen.«

»Er soll sie dir in den Mund legen.«

»Unmöglich! Er muss selbst mit Euch reden.«

»Was mag er mir zu sagen haben?«, rief Friederike halb verdrießlich.

»Darüber mag er Euch selbst Auskunft geben. Ihr könnt meinen Bitten nicht widerstehen. Ihr habt schon eingewilligt. Ich hör es am Ton Eurer Stimme.« Indem er diese Worte sprach, schlug er, gleichsam vor Freude, die Hände klatzend zusammen.

»Was tust du?«, sprach die Dame. »Du wirst unvorsichtig.«

In diesem Augenblick raschelte es hinten an der Mauer, und das Geräusch eines Sprunges in den Garten wurde vernommen.

»Was ist das?«, rief Friederike.

Aber kaum hatte sie ausgedet, als eine Männergestalt mit den Worten in die Laube trat: »Es ist Ihr ergebener Diener John Norcroß, der sich glücklich schätzt, mein gnädiges Fräulein, von Ihrer gütigen Erlaubnis sogleich Gebrauch machen zu können.«

»Wer hat Euch etwas erlaubt, Kapitän?«, zürnte Friederike. »Euer sonderbarer Besuch gleicht einem Überfall, und es wäre fürwahr das erste Mal nicht, dass Ihr auf diese Insel gekommen wärt, mich zu rauben.«

»Wenn dieser Schelm von Jungen mich betrog und mir das Zeichen gab, bevor er Ihrer Einwilligung gewiss war, so zürnen Sie mit der rotbäckigen Katze, aber nicht mit einem Männergesicht, das vor Freude strahlt, Sie wiederzusehen, wenn auch im Schleier der Nacht.«

»Nun soll ich gar Eure Keckheit mit Eurer Freude entschuldigen. Wenn Ihr doch nur vorausgesetzt hättet, dass mich Eure Gegenwart nicht ganz unangenehm berühren würde.«

»Und darf ich das nicht hoffen?«, rief Norcroß feurig. »Soll ich glauben, dass ich Ihnen gleichgültig geworden bin?«

»Ihr werdet unbescheiden, Kapitän! Wie befindet sich Eure Frau? Gewiss in erwünschtem Wohlsein. Was habt Ihr mir sonst Wichtiges zu sagen? Euer Bube hat viel Aufhebens von den Dingen gemacht, die ich aus Eurem Mund erfahren soll.«

»Sie sind grausam, Fräulein. Noch einmal schiebe ich die Schuld meines Kommens auf Juel. Er hatte Befehl von mir, durchaus nicht eher zu klatschen, bis Sie die völlige Erlaubnis zu meinem augenblicklichen Erscheinen erteilt haben würden. Ich werde ihn hart strafen wegen Übertretung meines Befehls.«

»Nimmermehr!«, rief Friederike. »Hört Ihr, Kapitän? Ihr straft ihn nicht!«

»Ich werde Eurem Befehl besser nachzukommen wissen als er dem meinen. Doch ich bin nun einmal hier. Sie wissen es ja, dass John Norcroß kein Sklave der Gewöhnlichkeit ist, und ich weiß, dass Friederike von Gabel mich deshalb nicht tadelt, denn unsere Bahnen kreuzen sich, fern von den betretenen Wegen der übrigen Menschen.«

»Ihr seid mir noch die Antwort auf die Frage schuldig geblieben, wie sich Eure junge Frau befindet.«

»O, Sie sind ein trefflicher Arzt für Fieberkranke. Eisumschläge auf den brennenden Kopf, Eis auf das glühende Herz. Sie haben recht. Es ist Wahnsinn, in Fieberglut die Sonne anzubeten, wenn man bereits mit anderweitigem Licht versorgt ist.«

»Es scheint, Ihr seid gekommen, mir Galanterien zu sagen.«

»Beim Himmel, nein! Ich kam ... um über anderes mit Ihnen zu reden. Sie erinnern mich zur rechten Zeit daran. Es ist notwendig, dass ich wegen des bösen Handels selbst mit dem Kronprinzen rede. Ich wollte Sie bitten, Fräulein, mir Audienz bei ihm zu verschaffen.«

»Es würde Euch nichts nützen, und viel schaden, Kapitän, wenn Ihr auf geradem und rechtem Wege diese Sache abmachen wolltet. Jede Audienz, in welcher Ihr von einer Herausforderung des Lords redet, würde Euch ins Gefängnis bringen. Und des Lords Geheimnis müsst Ihr doch in jedem Fall schonen.«

»Welches Geheimnis?«, fragte Norcroß.

»Nun - das Geheimnis seiner Briefftasche. Seid Ihr darüber nicht unterrichtet?«

»Ich weiß von keinem Geheimnis.«

»So wird er es Euch zur rechten Zeit schon selbst entdecken. In keinem Fall dürft Ihr innerhalb der Stadt mit dem Kronprinzen reden. Die Herausforderung könnt Ihr schriftlich an ihn gelangen lassen.«

»Das möchte uns alles verderben. Sie raten selbst zur Vorsicht. Es hieße unser eigenes Spiel verraten, gäben wir ihm ein Dokument in die Hand.«

»Ich frage nicht, ob Ihr mehr als eine Herausforderung bezweckt. Aber es will mich so bedünken. Übermorgen wird der Kronprinz auf die Jagd reiten - so spricht man wenigstens bei Hofe - und dass ich mich nach solchen Bagatellen Euertwegen erkundige, um Hofgeschwätz, das mich schon lange anekelt. Daran könnt Ihr sehen, wie sehr ich mich für Palmerstons Sache interessiere.«

»Wenn ich gewiss erfahren könnte, welchen Weg er nähme.«

»Auch dass sollt Ihr. Hinwärts reitet er über das Ried und die untere Jagdhütte, herwärts wahrscheinlich auf das Jagd-schloss und von da am Strand über Gldenlund. Bei Hofe werden diese wichtigen Dinge alle vorher ausgemacht und besprochen. Doch damit Ihr ganz sicher seid, will ich morgen selbst den Kammerjunker von Raben danach fragen. Der Pinsel wird glücklich sein, mir die ganze Nichtigkeit weitläufig zu erzählen. Schickt morgen Abend Euren Buben wieder her.«

»Sie werden mich sehr verpflichten. Und nun noch eins! Lord Palmerston - oder jetzt Lieutenant Flaxmann - hat mir die zärtlichsten Gröſſe an das Fräulein von Ove aufgetragen. Ich kann mich meiner Pflicht nicht selbst entledigen. Nehmen Sie es über sich.«

»Lassen wir diese Gröſſe! Die Verhandlung unter uns muss ein Geheimnis bleiben. Auch Christine darf nichts davon ahnen. Wozu wr es auch? Der Lord soll ihr lieber einen Brief schreiben und sie mit seinen neuen Hoffnungen und Aussichten bekanntmachen.«

»Glauben Sie mir, die Stunde ist nicht mehr fern, wo Flaxmann das ihm teure Mädchen heimfhren wird. Wir haben jetzt grere Hoffnungen als je, dass Jacob Stuart den Thron seiner Väter bald besteigen wird.«

»Dann ist die Stunde ihrer Vereinigung gewiss sehr fern, wenn nicht für immer entschwunden.«

»Sie sprechen in Rätseln.«

»Auch Euch werden sie sich lösen, so wie sie sich mir gelöst haben. Aber des Einen seid versichert, nur erst, wenn Jacob Stuart alle und jegliche Hoffnung auf den englischen Thron aufgegeben oder verloren hat, erst dann ist Möglichkeit vorhanden, dass Christine Flaxmanns Frau werde.«

»Ich darf nicht in Sie dringen, sich mir darüber deutlich zu machen, sobald Sie Gründe vorschützen, dies mir zu verweigern. Nur die eine Frage erlauben Sie mir noch: Werden Sie Christine nach Schweden folgen, wenn ihr Geschick sie dahin ruft?«

»Was sollte ich dort? Ich habe nichts in Schweden zu suchen.«

»Das Glück, das Ihrer würdig ist, und das Sie in Dänemark nie finden werden?«

»Mein Schicksal kann sich nur im wildesten Sturm des Lebens oder in der tiefsten Ruhe erfüllen. Jeder Mittelweg wird mir verhasst und verschlossen sein. Das Letztere habe ich getrieben, vielleicht öffnet sich mir die Bahn zum Ersteren. Ich schwöre Euch zu, diese Ruhe ist mir unerträglich, aber ich zwinge mich dazu und werde mich zwingen, bis mein Herz tot ist. Ihr habt mich schwach gesehen, Kapitän, dafür will ich büßen. Oder ich will meinen Zorn am Leben auslassen, dass alles verkehrt und dumm, albern und schülermäßig in unserer kleinen Menschenwelt ist, und Gottes große Welt doch so herrlich, so weise, so unbegreiflich schön. Geht, Kapitän! Verlasst mich!«

»O, warum musste das Schicksal uns trennen!«, rief Norcroß.

»O, winselt nicht so kläglich! Das ist mir vollends zuwider. Ihr seid ein schwacher Mann!«

»Ein wahres Wort! Es wäre anders, wenn ich nicht ein schwacher Mensch gewesen wäre.«

»Schweigt, schweigt, Kapitän, und geht mir Gott! Wir wollen uns nicht wiedersehen. Es ist besser für uns beide.«

»O, weh mir!«, rief Norcroß.

»Vielleicht sehen wir uns auch wieder«, setzte Friederike

weicher hinzu.

»Und wo? Und wann?«, fragte der Kaperkapitän rasch.

»Auf dem stürmenden Meer, im wütendsten Aufruhr der Wellen, im Schlachtensturm unter dem Donner der Kanonen. Verflucht sei die widernatürliche Ruhe! Wenn der Odem des Lebens mich wild umweht, Meereswellen an mir vorübersausen, wenn die Kanonenkugel Meeresschaum aufwühlt, wenn die Masten splintern, dann - dann wird mir wohl sein. Vielleicht«, setzte sie mit begeisterter Stimme hinzu, »zerreißt dann eine Kugel aus Kapitän Norcroß Schiff dies wilde Herz.« Mit schnellen Schritten eilte sie den Garten entlang dem Haus zu.

»Göttliches Weib, dich in meinen Armen auf der empörten Meerflut, und die Könige der Erde wären Bettler gegen mich! O Friederike! Das Leben hat mich betrogen. Wohlan, ich will es wieder betrügen. Euch, ihr finsternen Mächte, sei fortan mein Leben geweiht. Und du, Kronprinz, sollst die erste Wirkung meines Schwurs spüren.«

Juel drängte den Garten zu verlassen. Sie stiegen über die Mauer.

Verrat und Treue

Christine, starr vor Verwunderung und Angst über das, was sie vernommen hatte, schlich auf ihr Zimmer und brachte eine schlaflose Nacht zu. Wenn sie die Augen schloss, sah sie einen grässlich blickenden Mann - sie wusste es, es war Kapitän Norcroß - mit blutigem Schwert vor der Leiche des Kronprinzen stehen oder mit gezucktem Schwert auf ihn eindringen oder ihren Geliebten, Lord Palmerston, von einer Kugel

getroffen, sich verbluten. Gequält von den Schreckbildern ihrer aufgeregten Fantasie, ersehnte sie den Morgen, er brachte ihr keine Ruhe. Zwar wurde sie nicht mehr von Schreckbildern gemartert, wohl aber von der Überzeugung geängstigt, dem Kronprinzen und ihrem Geliebten drohe ein großes Unglück. Von Jugend auf gewohnt, die Glieder des königlichen Hauses als heilig und unverletzbar zu betrachten, konnte sie den Gedanken nicht los werden, dass es ihre heiligste Pflicht sei, den Kronprinzen vor der Gefahr zu warnen. Vergebens stellte sie sich vor, wie tief ihr Geliebter vom dänischen Thronerben beleidigt worden sei. Es mahnte sie ein inneres Gefühl, sie werde die unwürdigste Tochter Dänemarks sein, wenn sie ihres Vaterlandes und dessen künftigen Königs so gänzlich vergessen konnte, dass sie dem Letzteren keinen Wink zukommen lasse. Auf der anderen Seite machte sie den Schluss, dass die starke, stets wahre und gerechte Friederike gewiss auch in diesem Fall das Wahre erkannt haben müsse und wenn es nötig sei, selbst die Schritte getan haben würde, um Unglück zu verhüten. Sie versuchte es, die Schwache, sich an die Starke zu lehnen, jene für die Folgen eines Duells oder was sonst noch vorgenommen werden sollte, verantwortlich zu machen. Aber dann kam neue Besorgnis um das Leben ihres geliebten Palmerston über sie und sie zitterte schon bei dem Gedanken an die Möglichkeit, dass er verwundet werden könnte. So vom inneren Streit gefoltert verging ihr der Morgen, sie hatte sich abgehärmt und war doch zu keinem Resultat gekommen. Vor allem fehlte ihr der Mut, etwas zu tun. Da trat Friederike zu ihr ins Zimmer mit einem Gesicht voll strahlender Heiterkeit, wie es Christine noch nie an ihr gesehen hatte. Fast schien es, als ob sie die Rollen gewechselt hätten. Die sonst so heitere lebensfrohe Christine

war in sich gekehrt, ihr bleiches Gesicht zeigte Spuren tief empfundenen Schmerzes, und in die sonst so ernsten Züge Friederikes hatte die Sonne der Lebenslust Frühlingsblumen gesät.

»Ich denke, liebe Christine, nach unserem Mittagsmahl machen wir einmal einen kleinen Ritt. Ich sehne mich danach. Seit drei Tagen sind wir ohnedies nicht viel zusammen gewesen.«

»Du fühlst es selbst, dass du mich vernachlässigt hast.«

»Ach, gutes Kind, du zürnst mir doch nicht? Du wirst mir doch nicht etwa gar umschlagen und sentimental werden? Nein, nein! Tröste dich! Ich habe an einem großen Werk gearbeitet und habe mir vorgenommen, dich nach dessen Vollen- dung in Erstaunen zu setzen.«

»Das wäre!«, versetzte Christine aufmerksam. »Und darf man denn gar nichts vorher erfahren? Gönnst du mir nicht einmal eine kleine Ahnung?«

»O, wenn dir so viel daran liegt, so kannst du auch alles vorher erfahren. Ich habe in diesen langweiligen Tagen an der Versöhnung mit unserer Familie gearbeitet. Mit dem Herrn Papa bin ich schon gestern wieder ausgesöhnt und heute hat er mir die tröstliche Nachricht überbracht, dass er deine Begnadigung von der Königin erbeten hat. Morgen schon sollst du wieder aller Hoffreuden teilhaftig sein und deine goldenen Fesseln anlegen. Hab ich dir nicht eine recht große Gefälligkeit getan?«

»Du setzt mich in das größte Erstaunen, Friederike. Auch du wieder bei Hof?«

»Ei, das versteht sich! Und zwar mit dir in gleichen Verhältnissen, als Hof- und Ehrendame der Königin.«

»Wie konntest du dich so schnell verändern?«

»Der Mensch ist ja einmal ein veränderliches Wesen und das Weib ganz besonders. Sagen nicht alle Philosophen so? Warum soll ich gerade eine Ausnahme machen? Ich habe Lust, mir die Hofnarretei wieder in der Nähe anzusehen.«

»Du bist mir unbegreiflich.«

»Ich bin mir es selbst. Aber hör nur, ich habe auch ein besonderes Gelüste, Komödie zu spielen und schäme mich doch im Herzen, selber auf die Bretter zu treten. Ei, so will ich mir ein paar Marionetten abrichten. Die zieh ich an meinen Fäden und spreche die Rollen hinter den Kulissen. So spielt ich flott mit und niemand von den Zuschauern merkt es.«

»Aber was soll ich unter jenen Larven?«

»Auch eine Larve vornehmen und mitspielen, gleich mir.«

»Ich will es!«, sagte Christine halb für sich, aber in einem ganz anderen Sinne, als Friederike es nahm. Sie fasste nämlich so diesem Augenblick den Vorsatz, gegen die Freundin sich zu verstellen, so wie jene sich unverkennbar gegen sie verstellte.

»Wohlan denn, so komm und besteige dein Pferd!«, rief das Fräulein von Gabel. »Der Kronprinz hält morgen Jagd. Da werden wir auch mitreiten.«

Christine horchte auf und stimmte bei. Sie verließen zu Pferde die Stadt und waren noch nicht lange geritten, als ihnen der Kammerjunker von Raben begegnete. Nach dem, was Christine am vorigen Abend in der Laube gehört hatte, war es ihr nicht schwer, zu erraten, dass ihre Gespielin mit Absicht diesen Weg gewählt und durch ihre Kundschafter erfahren hatte, dass der Kammerjunker hier anzutreffen sei. Dennoch fiel ihr Friederikes Benehmen auf. Mit freundlichen Blicken lud sie ihren sonstigen Verlobten zu ihrer Begleitung ein und ermutigte ihn, als er dadurch angelockt, mit kriechender

Freundlichkeit nahte und einige nichtssagende Worte stammelte, durch wohlgefällige Rede noch mehr. Hätte Christine nicht in der Laube die Unterredung ihrer Freundin mit dem Kaperkapitän belauscht, sie würde nicht aus dem Staunen herausgekommen sein.

»Nicht schön genug kann ich Ihnen den Eindruck beschreiben, mein wertes Fräulein«, füßelte der Kammerjunker, »den die Nachricht von ihrem morgigen Erscheinen in unserer Hofwelt in allen Gemütern hervorgebracht hat.«

»In allen?«, fragte Friederike schelmisch. »Sie beurteilen andere wohl nach sich.«

»Ach, wie schön gesagt!«, fabelte der Kammerjunker. »Das Bewusstsein, dass in Ihnen die Überzeugung von meiner Wonne lebt, Sie nun wieder in denjenigen Kreisen zu sehen, wohin Sie nach Geburt und Talent gehören. Schon dieses Bewusstsein macht mich übergücklich. Erlauben Sie, dass ich Ihnen dafür die Hand küsse.«

»Hier, mein Ritter, küssen Sie sie!«

»Aber wahrlich auf die Gemüter unterer Hofdamen wird diese Nachricht nicht gleichen Eindruck gemacht haben, denn die Sterne müssen erblassen, wenn die Sonne aufgeht, und nun zumal, nachdem ein neidisches Gewölk uns ihren strahlenreichen, erquickenden Anblick so lange entzogen hat.«

»Sie werden ja ganz poetisch, mein Ritter. Sie haben gewiss die Franzosen in der Zeit studiert, seit wir uns nicht sprachen, denn ich erinnere mich nicht, früher ähnliche Reden von Ihnen gehört zu haben. Wer wüsste, was sonst geschehen wäre!«

»Ha, ich habe sie Tag und Nacht gelesen, studiert, sie in Blut und Saft verwandelt. Ich glaube, ich bin selbst ein zwei-

ter Corneille oder Racine geworden! Und weshalb dies alles? O, weil ich noch nie die Hoffnung verloren hatte, der Mai des Lebens werde mir an Ihrer Hand noch einmal blühen. Warum sage ich dies? Um Ihnen zu gefallen. Warum? Weil Sie die Franzosen loben. Ha, und schon winken mir die Früchte meiner Anstrengung. Nicht wahr, ich bin ein ganz anderer Mensch geworden? Alles durch Sie, mein teuerstes Fräulein. Der Kronprinz lobt mich auch täglich mehr, und seit er vollends weiß, dass Sie Ehrendame der Königin sind, ist er ganz wie närrisch in mich verliebt.«

»Wirklich? Das gönne ich ihm von Herzen. Sagten Sie nicht, dass der Kronprinz morgen eine große Jagd halte?«

»Sagte ich es schon? Nun, eine große Jagd wird es nicht. Nein, ein kleiner vertrauter Kreis. Die nächsten Freunde Seiner Königlichen Hoheit. Es werden nicht viele Damen dabei sein. Aber unter den Wenigen wird man die beiden nicht vermissen, welche ein böses Geschick zeither von den Hoffesten entfernt hielt. Wenn Sie nach Hause kommen, werden Sie die Einladung Seiner Hoheit finden.«

»Man wird doch fragen dürfen, wohin es geht?«

»Ich stehe mit der größten Freude zu Diensten.« Der entzückte Kammerjunker erzählte nun mit der umständlichsten Breite, um wie viel Uhr man aufbrechen werde, wer dabei sei, wohin der Weg gehe, was der Prinz für ein Pferd reite, wo man haltmache, wo man frühstücke ...

Man hatte auf Friederikes Veranlassung den Weg zum Hafen eingeschlagen. In der Nähe desselben bemerkte Christine zur Seite oft einen jungen Menschen in Matrosentracht. Sie sah, dass er Friederike nie aus den Augen ließ, dass diese ihm verstohlen winkte. Im Hafen angelangt, verlangte Friederike nach einer Erfrischung. Der Kammerjunker hob die Damen

von den Pferden und führte sie in die Schenke, wo vornehme Gäste einzukehren pflegen. Er selbst eilte, das Verlangte zu bestellen. Friederike trat in eine Fensterwölbung, und Christine, die sich unaufmerksam stellte, sah sie ein Blatt aus dem Busen ziehen, mit einer Bleifeder darauf schreiben und wieder verstecken. Nachdem sie sich erfrischt hatten, bestiegen sie die Pferde wieder. Der Knabe stand hinter Friederike. Sie drückte ihm das Papier in die Hand und schwang sich in den Sattel. Nun wusste Christine, dass er derselbe war, den sie am Abend vorher gesehen hatte.

Jetzt glaubte sie die geheiligte Person des Königsohns von ihrer eignen Freundin verraten. Friederikes Verstellung kam ihr verächtlich vor, und daraus gewann sie Kraft zu dem Entschluss, zu handeln. Sie wollte mit auf die Jagd reiten und des Kronprinzen schützender Genius sein. Sobald sie darüber mit sich im Reinen war, wurde sie ruhig und wohnte abends mit Heiterkeit einem Familienfest bei, welches der alte Vizestatthalter seiner Tochter und seiner Nichte zu ihrer Wiederkehr in sein Haus und seine Liebe gab.

Die Einladung des Kronprinzen war wirklich da. Zur bestimmten Stunde ritten Friederike und Christine an den Versammlungsort. Da sie den folgenden Tag erst der Königin vorgestellt werden sollten, so waren sie heute nur inkognito von der Partie. Sie wurden beide mit Auszeichnung vom Kronprinzen empfangen, und er schenkte von Stund an Friederike wieder die alte Aufmerksamkeit, Sie nahm die Huldigung wie einen ihr gebührenden Tribut an und war freundlicher und liebenswürdiger denn je zuvor. Der Kammerjunker von Raben schwamm nicht weniger in einem Meer von Entzücken wie sein gnädiger Herr und Gebieter. Denn so viel holde Worte, so viel süße Blicke hatte er selbst zurzeit seines

Bräutigamsstandes nicht von Friederike erhalten. Es war allen, als habe zwischen ihrem letzten Erscheinen in den Hofkreisen und dem heutigen Tag ein böser Zauber gelegen, der nun gelöst war. Auch all das harte und weibliche Wesen, welches sonst an Friederike missfiel, mit hinweggenommen und so sie zur trefflichsten Dame umgewandelt hätte. Nur eine war, die die schlaue Spielerin durchschaute, die da wusste, dass gerade in diesen Augenblicken, wo das süßeste Lächeln für den übergelücklichen Königssohn Friederikes schönen Mund umspielte, ihr Herz in den wütendsten Hassflammen gegen ihn aufloderte, in Flammen, die ihn in das Verderben hinabzureißen drohten. Auch Christine suchte ihrer Bewegung Meisterin zu werden und unter der Maske froher Laune die Bekümmernisse, die sie bedrückten, zu verbergen.

Der Kronprinz gab sich an Friederikes Seite dem Vergnügen der Jagd hin. Sie tat alles, ihn zu bezaubern. Der Schwächling war bald ermüdet. Man ritt aus den Wäldern und wandte sich nach Guldenslund. Dort nahm die Gesellschaft eine Erfrischung ein. Der Tag begann sich zu neigen. Als Christine wieder zu Pferde stieg, sah sie plötzlich den Schiffsjungen neben Friederike stehen.

»Wir reiten doch am Strand hin?«, sagte Friederike wie gleichgültig zum Kronprinzen. »Wir sind alle ermüdet und es ist der kürzeste Weg.«

»Sie haben recht, mein Fräulein«, versetzte Prinz Christian. »Ich sehne mich nach Ruhe und wähle den Weg, den Sie mir vorschlagen.«

In diesem Augenblick lief Juel davon und verschwand in den Büschen des Strandes, aber auch in demselben Augenblick war Christine an des Kammerjunkers von Raben Seite und flüsterte ihm hastig zu: »Halten Sie den Kronprinzen auf

alle Weise ab, am Strand hinzureiten. Es droht ihm dort große Gefahr. Ich beschwöre Sie beim Heiligsten!«

Von Raben sah das Fräulein groß an. Es lag in ihren Worten aber ein so unverkennbares Gepräge der Wahrheit, dass er, ohne zu antworten, an des Kronprinzen Seite sprengte und sagte: »Wär es Eurer Königlichen Hoheit nicht lieber genehm über die Höhe und Jägersburg zu reiten? Der Wind am Strand ist rau und wild. Ich fürchte, Ew. Hoheit möchten sich dort erkälten. Der Weg ist ohnedies holprig und unangenehm. Und wenn wir auch über Jägersburg eine kleine Strecke weiter haben, so haben Sie doch nicht allein den schönen Vorteil, noch einige Minuten länger in der angenehmen Gesellschaft dieser Damen zuzubringen, sondern auch ebenen Weg und das Vergnügen, von der Höhe aus das Ende der Jagd noch mit anzusehen. Ich berufe mich auf das Urteil der anderen Herren und bitte untertänigst, meinen Gründen ein geneigtes Ohr zu leihen.«

Der Marschall von Gersdorf und der Kammerjunker von Reikov, die zunächst hielten, stimmten mit ein.

»Du bist ein gescheiter Kerl«, versetzte der Prinz, »und deine Gründe sind so überwiegend, dass man ihnen nachgeben muss. Heute wollen wir über Jägersburg reiten, morgen können wir die Tour am Strand hin machen.«

Friederike schoss einen giftigen Blick auf Raben, dann lenkte sie ihr Pferd in die geänderte Richtung und war so freundlich wie zuvor. Verstimmt kam sie zu Hause an.

Das Attentat

Schneidend strich die Morgenluft über das Meer, auf dem die Nacht in unförmlichen Massen lag. Leise lief ein Schifflein von Schonen nach Seeland zu. Als die ersten Vorboten des Morgens jene lichtgrauen Streifen am fernsten Osthimmel, die düstere Meerflut mit schwachem Widerschein durchzitterten, näherte sich die Schaluppe dem Ufer. Der Tag stieg langsam wie ein träger Schläfer auf und sah verdrießlich auf das ruhige Meer und das schweigende Land. Die Schaluppe versuchte sich vor seiner zunehmenden Helle zu verbergen. Sie bog um Guldnlund in eine kleine Meerzunge ein, über welche die von Kopenhagen am Strand hinlaufende Straße eine breite steinerne Brücke geworfen hat. Unter den Bogen dieser Brücke hielt das kleine Schiff an. Hier war es jedem neugierigen Auge verborgen. Am schmalen Uferrand, neben den Pfeilern der Brücke, wand sich, die Blicke vorsichtig nach allen Seiten gewendet, jener schlaue Schiffsjunge Juel Swale hervor, den die Natur zum Spion bestimmt zu haben schien. Mit einigen Sätzen war er über die Landstraße hin und flog mehr als er ging dem Hafen zu. Er war dieses Mal als Betteljunge gekleidet und trug in seiner Jacke ein Stück Brot und einige Kupferpfennige. An den Hafengebäuden angelangt, in welchen es eben anfang, lebendig zu werden, schlich er wie eine Katze um die Zäune. Als er sich irgendeine schickliche Stelle erspähte, die er gesucht hatte, kauerte er sich am Boden zusammen, als ob er schlief. In dieser Stellung hatte er noch nicht lange gelegen, als er aus einem der Gärten Schritte und Stimmen vernahm. Nun schnarchte er aus Leibeskräften.

»Behüte dich Gott, Sigbritte«, sagte eine Männerstimme vertraulich und herzlich. »Heute und morgen habe ich Dienst,

aber übermorgen komme ich wieder.«

Es rauschten einige Küsse auf den vollen Lippen eines Mädchens, ein zärtliches Lebewohl tönte von ihnen, dann sprang der Mann durch den Zaun und war auf der Straße.

»I, du lieber Gott!«, rief er mit mitleidiger Verwunderung, »liegt da so ein armer Kegel unter deinem freien Himmel eine kalte Nacht hindurch und schläft. Junge, so steh' doch auf! Armer Teufel, magst schön gefroren haben! O Christ, mein Herr, da hab ich wärmer gelegen in dieser Nacht!«

Joel hatte unvermerkt geblinzelt, ob er des Mannes, den er gesucht hatte, gewiss sei. Als er sich überzeugt hatte, es sei der Rechte, übergab er sich aus Schelmerei wieder einem so tiefen Schlaf, dass der Mitleidige Mühe hatte, ihn aufzurütteln.

»Junge, bist du toll, hier am Zaun auf offener Straße zu schlafen? Warum krochst du nicht zu den Matrosen oder in einen Stall?«

Joel spielte die Rolle eines eben aus tiefem Schlaf Aufgerissenen gut. Erst nach einer Pause stammelte er: »Ach, lieber Herr, ich war zu todmüde. Ich bin hier umgefallen. Und Geld hab ich keines, als diese paar Pfennige, damit hab ich mich nicht getraut, in ein Haus zu gehen. Die Hunde beißen einen gar arg.«

»Aber wer bist du denn, und woher kommst du? Wem gehörst du an?«

»Ich gehöre gar niemand an. Bin aus Jütland. Mein Vater ist von den Schweden erschlagen worden, er war ein Schiffsbauer. Meine Mutter ist gestorben, unsere Hütte ist eingefallen, und im Dorf sind sie selbst alle arm. Da sagten sie zu mir, ich solle nach Kopenhagen gehen zum König, der müsse mich einen Zimmermann werden lassen, denn mein Vater sei ja in

des Königs Dienst gestorben. Da bin ich fortgegangen und habe mich bis hierher gebettelt.«

»Bist ein schmucker Junge und gefällst mir. Warte, dir soll geholfen werden. Hier hast du Münzen, damit geh dort um die Ecke herum in die Herberge. Iss und trink und lass dir's wohl sein. Jetzt ist's ungefähr halb sechs Uhr. In drei Stunden sei in jenem Dorf, was dort aus dem Morgennebel guckt. Stelle dich vor dem Dorfe an die Straße, am besten auf die Brücke. Und wenn du auch eine Stunde warten solltest, so werden doch endlich fünf Reiter kommen, wovon zwei vorn reiten, zwei folgen und ich zuletzt. Den jungen bleichen Mann von den Vordersten schrei um Hilfe an. Ich will ihm dann deine Geschichte schon erzählen. Winsele nur recht. Es wird dir geholfen!«

»Wer ist der Herr, den ich anflehen soll, und wer seid Ihr, lieber Herr, der mir so guten Rat erteilt?«

»Na, es wäre eigentlich gar nicht nötig, dass du es eher erfährst, bis dir geholfen ist, aber weil du mir gefällst, Büblein, so will ich's dir sagen. Der junge Mann ist Sr. Königliche Hoheit, der Kronprinz Christian von Dänemark, der heute seinen Morgenritt hierher nehmen wird, und ich bin Sr. Hoheit Leibdiener, Iverbrink.«

»Aber, aber wird denn die hohe Königliche Hoheit nicht gleich einen so armen Jungen tot reiten, der sich wagt, ihr in den Weg zu treten?«

»Du bist ein dummes Kind! Der Kronprinz ist gar ein lieber, frommer Herr, der gern allen Armen helfen möchte. Gutes tut er gewiss allen, die sich ihm vertrauensvoll nähern. Glaub nur, er wird eine rechte Freude haben, dir Gutes zu erweisen.«

Joel versprach, sich am bestimmten Ort einzufinden, und

Iverbrink eilte zurr Stadt. Sobald sich der Junge allein sah, ging er anbefohlener Maßen in das bezeichnete Wirtshaus und bestellte sich ein mageres Frühstück. Er hatte dort noch keine halbe Stunde zugebracht, als ein seemännisch gekleideter Mann hereintrat, der ihn mit den Augen freundlich grüßte und sich neben ihn setzte, ohne jedoch ihn anzureden. Aber kaum war der Wirtsknecht aus der Tür, als der Seemann den Schiffsjungen leise fragte: »Ist dir der *coquin* in das Ankertau gelaufen und hängen geblieben?«

»Vortrefflich!«, versetzte Juel und erzählte das Erlebnis dieses Morgens.

»*Ma foi!* Ich wusste, dass der dumme Vogel an diese Beere gehen würde. Aber es ist doch nicht so geglückt, wie ich gern wünschte. Monsieur Iverbrink hätte dich gleich mitschleppen sollen. Ich wollte wetten, der Kronprinz hätte dich ohne Weiteres bei sich behalten, und dann wäre des Kapitäns Plan besser geglückt, als er mit seiner Klugheit berechnen kann. Er übereilt sich.«

»Lasst doch, Herr Courtin«, versetzte der Junge, »ich denke, das Glück ist mir so günstiger gewesen. Was hätte es mir denn geholfen, wenn mich der Leibdiener mit in das Schloss genommen hätte? Auf keinen Fall wäre ich doch sogleich in die Nähe des Kronprinzen gekommen, sodass ich ihn belauschen und die günstige Stunde hätte abpassen können, und wenn ich das wirklich vermocht hätte, wo wäre dann mein Kapitän gewesen? Er kann ja nicht gut einen Tag hier liegen, ohne sich zu verraten. Glaubt Ihr denn, man kennt ihn nicht? Nennt nur einmal seinen Namen laut und Ihr sollt Euer blaues Wunder an den erschrockenen dänischen Schafsgesichtern sehen, die um Euch herumstehen werden.«

»O, ich weiß, ich weiß!«, rief der Franzose. »Ich hab es ver-

sucht, ganz Dänemark hat Respekt vor John Norcroß.«

»Nun also! Langes Zögern brächte Gefahr. So aber hat mich die gute Seele auf die Brücke bestellt, gerade auf die Brücke, unter welcher unsere Schaluppe versteckt liegt. Der Kronprinz kommt mit kleiner Begleitung, er hält sich jedenfalls etwas bei mir auf, indem ihm der Leibdiener meine vorgebliehen Schicksale erzählt. Ist dies nicht der günstige Augenblick für einen unserer vierschrötigen Matrosen, die schwache Königliche Hoheit sachte von hinten vom Pferde zu ziehen und huckepack in die Schaluppe hinabzutragen, so kommt kein anderer wieder.«

»Du hast recht, kleiner Fuchs. Es geht vielleicht so am besten.«

»Euer Vorschlag, Meister Courtin, hat sich demnach als gut und praktikabel bewährt. Nun sagt mir auch, wie Ihr auf den Einfall gekommen seid, mich hinter den Zaun an der Landstraße zu platzieren. Ihr wart vorgestern, als Ihr mir die Stelle gezeigt habt, sehr schweigsam über diesen Punkt, und ich hatte Eile, wie Ihr wisst, weil unser Boot bereits abfahren wollte.«

»Ich brachte durch meine Nachforschungen heraus, dass der Kronprinz sehr mildtätig ist und diesen Iverbrink, eine seelengute Haut, gleichsam zum Spürhund für alles arme Gesindel hält. Dieser führt seinem Herrn entweder die *pauvre Canaille* zu oder fertigt sie selbst ab. Der Kronprinz liest dabei fleißig in der Bibel und gilt nun für einen frommen und gottesfürchtigen Herrn. Übrigens ist ihm kein Schelmenstreich zu toll. Davon aber spricht man nicht, wenigstens nicht öffentlich. Und wie der Herr, so das Geschirr. Iverbrink ist noch etwas dümmel als sein Herr, er hat aber doch mit der Tochter eines Schiffsbaumeisters eine Liebschaft, ganz auf den Fuß

derjenigen seines Herrn eingerichtet. Das heißt, er bringt alle Wochen zwei Nächte, wann er den Dienst hat, bei dem hübschen Kind zu. Von diesen Geschichten erfuhr ich im Stillen und baute darauf meinen Plan, dich dem Leibdiener und durch diesen dem Kronprinzen unterzuschieben. Denn Ihr müsst doch endlich einmal zum Ziel gelangen. Es sind ja wohl schon vierzehn Tage, dass Ihr bei Nacht über die Kopenhagener Reede stecht und am anderen Tag unverrichteter Dinge wieder heimkehrt.«

»Erst zehn volle Tage sind's, Meister, als wir zum ersten Mal anlegten. Drei Tage blieben wir da versteckt, am vierten brachte ich Euch den Brief vom Lieutenant Flaxmann, und an diesem Tag hätten wir die Hoheit fast auf der Jagd erwischt. Der Teufel muss uns ein Ei hineingelegt haben, denn alles war vortrefflich eingeleitet. Nun kurz, er ritt nicht am Strand hin und wir warteten vergebens. Hernach passten wir ihn auf der Straße hinter dem Jagdhaus auf, aber er kam mit einem Gefolge, als wollte er in den Krieg ziehen, und wir durften uns nicht an ihn wagen. Und heute sind wir zum dritten Mal da.«

»Nun, bei meinem Schutzpatron, ich wollte, es gelänge Euch heute. Morgen, *sur le nom de Dieu!* nähme ich Reißaus und wäre bald in Schweden bei meinem lieben Herrn. Es will mir ohnedies nicht recht in dänischen Diensten gefallen.«

»Glück zu!«, rief der Junge, »dann werdet Ihr auf dem Schiff, welches Lieutenant Flaxmann nächstens als Kapitän führen wird, gewiss Kapitänleutnant werden. Und meiner Wenigkeit hat Kapitän Norcroß versprochen, dass ich sogleich nach der Ausführung unseres Coups als Kadett angestellt werden soll.«

»Lass uns ein Glas auf den besten Erfolg leeren! Du ver-

stehst das, trotz deiner jungen Jahre, schon eben so gut, als Spitzbübereien treiben, und der König von Schweden wird einst keinen besseren Kaper haben wie den Kapitän Joel Swale.«

»Dann mach ich wenigstens meinem Lehrmeister keine Schande. Denn wahrlich, Se. Majestät hatte jetzt keinen besseren Kaper als den Kapitän John Norcroß. Das wissen auch die Dänen. Nicht wahr?«

»Ja *tête bleu!* Das wissen sie. Kapitän Norcroß soll leben, Junge!«

Sie stießen an und zechten. Hernach schlich Joel, mit Courtins Grüßen und Ratschlägen befrachtet, wieder hinter den Zäunen davon und war in kurzer Zeit auf der Guldnlunder Brücke. Als er mit scharfem Auge die Gegend ringsum durchspäht und nirgends etwas Verdächtiges entdeckt hatte, huschte er an dem Brückenpfeiler hinab, drückte sich an der Mauer hin um den Bogenrand und stand mit einem Sprung auf dem Schnabel der Schaluppe.

Kapitän Norcroß und Leutnant Flaxmann, beide als gemeine Matrosen gekleidet, eilten ihm entgegen, und der Junge erzählte seine Verrichtung, brachte die Grüße von Courtin und riet, sich sogleich zum Wagestück bereitzuhalten. Norcroß jubelte und gab dem Jungen zärtliche Namen.

»Wahrlich, du beschämst uns alle, meine schlaue Wasserratte, denn was unserer Klugheit nicht gelingen wollte, das wird dein Glück und natürlicher Witz ausführen.«

»Und bist du auch bei dem Fräulein von Ove gewesen und hast ihr meinen Auftrag überbracht?«, fragte Flaxmann.

»Nein, gnädiger Herr, weil mir die Hauptsache zu sehr am Herzen lag. Die Zeit drängt. Haben wir erst den Kronprinzen, dann will ich Euch das Fräulein selbst holen. Ihr braucht als-

dann nicht mehr durch Briefe und Bestellungen einander heimzusuchen, sondern könnt hübsch Tag und Nacht selbst miteinander verkehren.«

»Du hast wohl daran getan, dass du dich heute nicht in die Stadt gewagt hast«, sagte Norcroß.

Flaxmann aber machte ein düsteres Gesicht.

»Überhaupt«, fuhr der Kapitän fort, »will es mich jetzt mehr und mehr bedünken, als hätten wir doch weit besser getan, die Frauen aus dem Spiel zu lassen. Es hat uns bis jetzt keinen Segen gebracht, das wir das Fräulein von Gabel mit in unser Geheimnis gezogen haben.«

»Ihr sprecht Euch nur selbst das Urteil, Kapitän«, versetzte Flaxmann. »Es war Euer eigener Wille. Oder nein! Es war der Zug Eueres Herzens.«

Norcroß schwieg betroffen. Endlich sagte er: »Es komme, wie es wolle. Wir pausieren heute oder müssen unser Heil noch mehr versuchen. Ich habe nicht Lust, mit diesem Mädchen ferner zu verkehren. Weiber bleiben immer Weiber.«

»Wie es Euch beliebt, Kapitän. Ich weiß eine Zeit, wo Ihr anders spricht.«

»Die Ansichten ändern sich«, versetzte Norcroß sich abwendend und seufzte. Er hatte die Hand unwillkürlich auf das Herz gelegt, als wolle er mit derselben dort einen auflodernden Schmerz ersticken.

Inzwischen war die Zeit herangekommen, wo Joel nach Iverbrinks Bestellung auf der Brücke sein sollte. Er kroch also wieder hinauf und kauerte sich an die Brüstung nieder. Norcroß gab seinen Matrosen Befehl, die Flinten zu laden und die Schaluppe flott zu halten.

Juel sah zu seinem Ärger eine große Anzahl Menschen in einzelnen Gruppen von der Stadt herkommen. Es gingen teils

einzelne Menschen, teils Gesellschaften häufig an ihm vorüber. Mancher warf ihm eine kleine Gabe zu. Joel bedankte sich kaum, unwillig über den dadurch bewirkten Verzug des im Stillen verwünschten Schenkers. Endlich sah er einen kleinen Trupp Reiter und gab das verabredete Zeichen durch ein lautes Husten. Norcroß, Flaxmann und sechs Matrosen, die Ersteren mit verborgenen Pistolen, stiegen behutsam herauf, und Norcroß hatte sogar die Verwegenheit, auf die Brücke zu treten und sich auf die Brüstung wie ein fauler Matrose aufzulehnen. Die Anderen hielten sich unter der Brüstung verborgen. Die Reiter kamen näher. Es war der Kronprinz mit dem Marschall von Gersdorf, die beiden Kammerjunker, von Raben und Reikov, und der Leibdiener Iverbrink. Sobald des Kronprinzen Pferd die Brücke betreten hatte, warf sich Joel nieder und flehte kläglich um Gnade und Erbarmen. Der Kronprinz winkte dem Leibdiener, den Bettelungen zu beschenken. Dieser leistete dem Befehl Folge und sagte, indem er sich herabbog: »Ach, du bist's ja, armer Kleiner!« Und sogleich ritt er an den unterdessen einige Schritte weiter gekommenen Kronprinzen und sagte: »Ew. Königliche Hoheit erlauben, dies ist kein gewöhnlicher Bettelknabe. Ich kenne ihn. Er hat ein wunderliches Schicksal und ist ein allerliebstes Kind.«

»Nun so erzähle!«, rief der Kronprinz, und Iverbrink berichtete, er hätte ihn bei seinen Frühritten vor einigen Tagen schlafend gefunden, und begann das erlogene Schicksal des Jungen zu referieren. Norcroß sah zurück und machte sich fertig, auf den Kronprinzen loszustürzen und ihn rücklings vom Pferd zu reißen. Er warf noch einen Blick auf die Straße, da gewahrte er zu seinem größten Verdruss einen Trupp Menschen, die kaum noch einige Hundert Schritte von ihm

waren. Es war unmöglich, den Angriff im Angesicht dieser Leute zu wagen, und doch war es mehr als wahrscheinlich, dass, ehe sie weit genug entfernt seien, der günstige Augenblick und mit ihm der Kronprinz vorüber wäre. Doch der Leibdiener war umständlich, und Juel, der die herankommenden Menschen auch wahrgenommen hatte, so schlau, ihn oft mit Winseln und Klagen zu unterbrechen, auch sogar einige Male die Sache anders zu erzählen, alles, um nur Zeit zu gewinnen. Der Kronprinz hörte geduldig zu und richtete sogar einige verfängliche Fragen an Juel, die dieser aber pfiffig beantwortete. Die Leute waren unterdessen herangekommen und gingen mit entblößten Häuption hinter den Pferden weg. Norcroß, von der Tigerbegierde, mit welcher er auf sein Opfer hinstarrte, unvorsichtig gemacht, wendete weder das Gesicht ab, noch suchte er es in der Jacke oder unter dem Hut zu verbergen. Er wartete mit der peinlichsten Ungeduld, dass die Leute die Brücke erst im Rücken haben möchten. Plötzlich hörte er die Worte in sein Ohr tönen: »Da steht ein Kerl, wenn der nicht aussieht, wie der schwedische Freibeuter Norcroß, so will ich heute noch am Focktau hängen.« Aber der Halbverratene verriet sich nicht ganz. Obgleich ihm diese Worte alle Nerven zucken machten, so verzog sich doch keine Miene in seinem Gesicht. Er sah sich gleichgültig um und gewahrte zwei Matrosen in der Gesellschaft der Lustwandler, von denen ihm einer bekannt vorkam.

»Du bist nicht klug«, versetzte der andere. »Wie sollte dieser Seehahn sich hierher wagen?«

»Ich werde doch den Norcroß kennen«, sagte der erste Sprecher wieder. »Hat er mich doch zweimal in seinen Klauen gehabt, und es ist ja kaum ein gutes Vierteljahr her, dass er mich am jütländischen Wall aufbrachte und nach Marstrand

schleppte, wo mich es meine dreißig Taler kostete, um frei zu werden. Wenn nur der gnädige Herr Kronprinz nicht da in der Nähe hielte, so wollte ich ihn anreden. Die Ähnlichkeit kann nicht größer sein, wenn's ein anderer ist. Aber es ist wider den Respekt, da stehen zu bleiben.«

Norcroß stand wie auf glühenden Kohlen, aber er sollte in noch größere Verlegenheit kommen. Er sollte das spitze, zweischneidige Schwert an einem Pferdehaar über seinem Haupt schweben sehen.

Der Kronprinz fragte nämlich in diesem Augenblick: »Was stehen die Leute dort? Warum ist die Straße heute so lebhaft?«

Der Marschall von Gersdorf ritt heran, tat aber nur die letzte Frage an die beiden Matrosen. Sie antworteten also auch nur: »Es ist heute Wurstschmaus und Tanz in Güldenlund.« Sie eilten sodann, dass sie fort kamen. Hätte er die erste Frage des Kronprinzen auch an sie getan, so wäre Norcroß ohne Zweifel verraten gewesen.

Aber in demselben Augenblick sprengte der Kronprinz davon, indem er Joel zurief: »Komm Nachmittag aufs Schloss. Ich will für dich sorgen.«

Auf seinen Wink warf Iverbrink dem Jungen noch ein Geldgeschenk zu. Der Marschall von Gersdorf hatte unterdessen den verkappten Kaperkapitän einen Augenblick lang mit den Augen fixiert und ritt dann, in Nachdenken versunken, neben dem Kronprinzen, sodass dieser ihn fragte, warum er plötzlich so stumm geworden sei.

»Es stand dort ein Matrose«, antwortete der Marschall, »dessen Gesicht ich früher schon gesehen habe, aber in einem anderen Rock, und vergebens besinne ich mich, wo und in welchem Verhältnis.«

»Das ist ja leicht möglich«, versetzte der Kronprinz, »wer wollte sich darüber den Kopf zerbrechen.« Sie ritten weiter.

»Jetzt hab ich's!«, rief plötzlich der Marschall, »es ist der englische Graf, der voriges Jahr auf seltsame Weise zu uns auf dem Weg zur Jagd, die Eure Hoheit dem Zaren zu Ehren hielt, kam und verschwand, und das Fräulein von Gabel entführt haben sollte.«

»Ists möglich? Derselbe? Sie irren, Baron.«

»Ich wollte darauf wetten.«

Der Kronprinz wandte sich um. Norcroß war schon unter der Brücke. »Er ist fort«, sagte der Kronprinz.

»Und wenn er es auch wäre, was läge viel daran?« Er sprengte fort, dem Gefolge nach.

Die vorübergegangenen Matrosen nahmen die Sache nicht so leicht wie der Kronprinz. Sobald dieser mit dem Gefolge an ihnen vorüber war, kehrten sie stehenden Fußes um, um den ihnen so auffälligen Kollegen auszufragen. Auch sie fanden zu ihrem Erstaunen weder jemand auf der Brücke noch auf der Straße. Indem sie noch ihre Verwunderung darüber austauschten, strich die Schaluppe mit der Schnelle eines Raubvogels, wenn er aus den Lüften auf seine Beute herabstößt, unter der Brücke hervor und war in wenigen Minuten durch die Kraft gewaltiger Ruderschläge im Meer. Und ehe die fast erschrockenen Seeleute sich nur einigermaßen erholten, flog das schwedische Schifflein schon über die Reede. Jetzt rissen die Lümmel die Mäuler weit auf, und der eine bewies dem anderen mit dummer Freude, dass er doch recht gehabt hatte, und der verdächtige Matrose niemand weiter gewesen sei, als der berühmte schwedische Freibeuter. Nun eilten sie mit Sturmschritt auf den Wurstschmaus, um die neue Mär zu verkünden. Man wunderte sich weiter, wie sie

sich gewundert hatten, und die Geschichte ging von Mund zu Mund, wie die frischen Rotwürste und das Schnapsglas. Die Neugierigen liefen zu der Brücke und betrachteten sich die leeren Stege, wo das kühne Ungeheuer gestanden haben soll, guckten auch wohl unter die Brücke, wo das Boot gehalten hatte, verfügten sich dann in die Stadt, erzählten es weiter. Ehe es Nacht wurde, war es in ganz Kopenhagen bekannt, dass der gefürchtete Norcroß unter der Gùldenlunder Brücke gesteckt hatte.

Neue Ermutigung

Die Schaluppe legte am Schonischen Ufer an. Norcroß warf das Riemenblatt, das er selbst gehandhabt hatte, beiseite und sprang an Land.

»Wieder ohne ihn!«, rief er im höchsten Unwillen. »Es ist zum Verzweifeln!«

»Noch nicht verzweifeln!«, versetzte Flaxmann ruhiger. »Ein starker Baum fällt nur nach wiederholten Hieben.«

»Das Glück, Freund, kommt auf einmal und wirft als ein Orkan die stärksten Bäume um. Uns flieht das Glück, und alles ist vergeblich.«

Der sonst so heftige Flaxmann war jetzt ruhig und ausdauernd, und der sonst so besonnene Norcroß tobte gegen sein widriges Geschick. Seinen Unmut vergrößerte ein Menschenzusammenlauf noch um ein Bedeutendes, denn sein beabsichtigter Raub des Kronprinzen von Dänemark war kein Geheimnis in Schonen geblieben. Alle Leute sprachen davon. Die Küstenbewohner kamen in Scharen, sobald sie gehört hatten, dass Norcroß angelangt sei, um den gefangenen Prin-

zen zu sehen. Ein Teil des dem feindlichen Königssohn zuge-
dachten Hohnes traf nun den Kaper, der erst von diesem Un-
ternehmen wie von einem Kinderspiel gesprochen hatte und
nun schon zum dritten Mal ohne den Prinzen an die schwedi-
sche Küste kam. Diese Stimmung des Volks, welches sich auf
die Ausführung seines Unternehmens kindisch gefreut hatte,
war Norcroß unerträglich. Er brach noch an demselben Tag
auf und kam am Abend des anderen Tages im Göthaborger
Hafen a. Hier lag er fast eine Woche untätig, ging mit nie-
mand um, selbst Flaxmann konnte selten etwas aus ihm he-
rausbekommen. Er sprach nie davon, nach Stockholm zu sei-
ner Frau zurückzukehren. Wenn ihn Flaxmann daran erin-
nerte, wehrte er ihn schweigend mit der Hand ab. Tagsüber
saß er im Zimmer und schien über etwas zu brüten, wenn
aber der Abend vom Meer herüber ans Land flutete, dann
schien es in ihm zu toben und er wurde lebendiger. Allein lief
er dann am Ufer des Meeres, ließ sich vom Sturm schlagen
und schaute in die Finsternis nach Seeland zu, als müsse ihm
dort der Stern seines Lebens aufgehen. Dann hörten ihn wohl
einzelne Schiffer, die sich verspätet hatten, den Namen Frie-
derike über das Meer hinrufen und noch andere wunderliche
Worte, sodass ihnen grausig wurde und sie von dannen eil-
ten, denn sie meinten nicht anders, als er rufe eine Meerfei,
die ihn zur Untreue gegen sein Weib verleitet habe und von
der er nun nicht mehr lassen könne.

Flaxmann lebte dagegen ein zerstreutes Leben. Wenn man
bedachte, dass ihm vorzüglich an dem beabsichtigten Raub
des Kronprinzen von Dänemark alles gelegen gewesen war,
so war die Gleichgültigkeit, mit welcher er das Misslingen
des Planes ertrug, unerklärlich. Aber dieses Betragen fand
wiederum ganz allein in der Wankelmütigkeit seines Charak-

ters seinen Grund. Er war nicht allein der Spielball eines launigen Geschicks, sondern auch seiner eigenen Unbeständigkeit. Er schien den Haltpunkt seines Lebens verloren zu haben. Wenn auch jezuweilen der Wunsch, Christine bald zu besitzen, in ihm aufglühte, so war es doch nur ein Strohfeuer, ebenso rasch verschwunden wie aufgerauscht. Man wusste, dass er vom schwedischen König reich mit Geld versehen worden war, und es nahm daher niemand Wunder, wenn man ihn auf dem üppigen Fuß eines Kavaliers leben sah. Er spielte viel, mit Leidenschaft und schien unter Würfeln und Karten ein besseres Los, von welchem ihm einst geträumt, vergessen zu wollen.

In dieser Woche war die Fregatte Graf-Mörner aus dem Hafen zu Marstrand, wo sie vor Anker gelegen hatte, in den Göthaborger Hafen eingelaufen und wartete auf den Befehl ihres Führers. Aber für diesen schien es weder eine Fregatte noch ein anderes Schiff mehr zu geben, und niemand von seinen Leuten hatte den Mut, den Kapitän zu fragen, was nun eigentlich werden solle. Der Kapitänlieutenant Gad machte sich das Vergnügen, täglich auf den Fischfang auszufahren, der höchste Genuss für ihn. Meister Habermann lag Tag und Nacht in den Wirtshäusern und füllte Grog in sich, nicht anders, als könne er den Graf-Mörner damit flott machen! Der alte Ebbe Reetz saß den ganzen Tag auf einem in die See hinauspringenden Steinblock und beobachtete das Wasser, und der Oberbootsmann Pehrsohn flocht mit den Matrosen am Ufer Taue. Die jüngeren Offiziere tagten den schmucken Mädchen nach, und so dachte niemand an eine Abreise oder auch nur an den nächsten Morgen. Am wenigsten kümmerte man sich um des Kapitäns Kummer. Nur eine Seele war bewegt davon, die auf die Fregatte gehörte, Juel Swale. Seit dem

missglückten Attentat auf den dänischen Kronprinzen hatte Norcroß nicht mehr mit ihm gesprochen. Dies war ihm ein tiefes Herzeleid. Dazu sah er des geliebten Meisters Pein und trug nun doppelt schwere Last im Herzen. Der arme Junge aß und trank nicht recht, saß meist auf seiner Kanone, schaute ins Meer und weinte. So hatte er es mehrere Tage hintereinander getrieben, da sah er den Kapitän gegen Abend am Ufer gehen. Er sprang auf, lief über den Kai des Hafens und folgte Norcroß nach.

Als dieser über das Meer schauend stillstand, warf er sich ihm zu Füßen und rief halb weinend und die Hände emporstreckend: »Ach, lieber Herr Kapitän, seid Ihr mir böse? Ich konnte ja beim lieben Gott nichts dazu, dass wir den Schuft nicht erwischten. Ihr tut mir unrecht, Herr Kapitän.«

»Törichtes Kind,« versetzte Norcroß bitter lächelnd. »Du wahnst, ich grolle dir? Deshalb sei getrost, mein Junge, mein Groll gilt allein meinem Schicksal. Ach, du weißt nicht, Joel, welch wunderliches Schloss von Wünschen und Hoffnungen ich auf das Gelingen unseres Planes gebaut hatte! Der Grundstein steht und der Bau muss zusammenstürzen.«

»Ei, dass Ihr Euch aber auch ein Haus auf dem Land bauen wollt«, sagte Joel, durch des Kapitäns Tröstung erheitert, mit komischer Kindlichkeit. »Ein so erfahrener Seemann, der so ganz und gar nur für das Wasser und auf dem Wasser lebt, hätte sich doch billigerweise ein Schiff bauen sollen, einen Dreidecker mit hundertzwanzig Metallzähnen.«

»Du hast bei Gott recht,« lachte Norcroß auf, »und daran wird alle Schuld gelegen haben. Ein Schiff hätte ich mir in Gedanken von meinen Wünschen bauen sollen. Aber sieh, dazu gehört zuerst der Kiel. Auf dem Kiel ruht der ganze Schiffbau. Hab ich den Kiel, dann frisch drauf los. Das Schiff

gleich meinem Leben, nicht dem Haus. Es schwankt und schwebt und ist allen Stürmen preisgegeben. Nicht an die Scholle ist es gekettet wie das Wohnhaus des Landmannes. Es treibt in die weite Welt hinaus wie das Wasserhaus des Schiffers. Ja, ja, ein Schiff Junge! Du machst mir Freude mit deinem Einfall. Aber wenn wir nur erst den Kiel hätten.«

»Ich errate wohl, wen Ihr unter dem Kiel versteht, Kapitän. Na, bis jetzt habt Ihr Euch immer nur nach einem Grundstein zu einem miserablen Wohnhaus umgesehen, und das war eine Sünde von Euch und die Sache konnte natürlicherweise nicht gelingen. Ihr lacht, es ist ganz in Ordnung, dass Ihr den Prinzen noch nicht erwischt habt. Denn er ist kein Stein, der in der Erde liegt und erst herausgegraben werden muss, um zum Grundstein zu dienen. Bewahre der Himmel! Er ist eine Eiche, ein Königsbaum, und ganz zum Kiel eines Schiffes geeignet. Holt ihn Euch als Kiel und Ihr werdet ihn haben.«

»Junge, du könntest mir wieder Mut machen.«

»Ich beschwöre Euch, Herr Kapitän, wenn Ihr je einmal den Mut verloren habt, was ich aber nicht glauben kann, o so sucht ihn wieder zu gewinnen und es wird Euch alles gelingen! Sagt nur, was hat Euch zeither gefehlt?«

»Ach, ich weiß es selbst nicht!«, seufzte der Kapitän. »Doch! Doch!«, rief er sich selbst wieder zu, »ich habe es dir ja eben gesagt, Junge. Mut hat mir gefehlt. Es scheint fast, als sollte ich ihn durch dich wieder erlangen.«

»Dann wäre ich ja der glücklichste Schiffsjunge auf der Welt. Seht, Ihr mögt nun an das Gelingen Eures Planes noch so schöne Erwartungen geknüpft haben. Glaubt nur, für mich war es auch keine Kleinigkeit, denn ich sollte ja Kadett werden, wenn wir das königliche Blut gekapert hätten, und nun bin ich noch immer Schiffsjunge. Aber den Mut habe ich doch

nicht verloren und immer und immer gedacht: Wer weiß, wie sich's fügt. Wir fassen ihn doch noch und du bist Kadett. Denn eben so, Herr, und sinnt auf neue Pläne.«

»Ja, ich will eben so denken, Herzensjunge. Und für diesen Trost sollst du Kadett sein.«

»Ists möglich! Victoria! Ich habe gesiegt, und so werdet Ihr auch siegen. Ich habe erlangt, was ich ersehnt habe. Ihr werdet es auch. Nun seht, wie mir der Kamm schwillt! Ich will morgen, ehe der Tag graut, fort nach Seeland. Ich will spionieren, ich will alle Löcher durchkriechen, will mich vom Prinzen unterhalten, ja wohl gar als Bediensteter anstellen lassen, und Euch dann Nachricht geben, wann er Euch nicht entwischen kann. Lasst mich noch einmal mit Courtin reden. Es soll alles gut gehen.«

»Geh mit Gott, braver Junge! Wahrlich, schläge in aller Schweden Brust ein Herz, wie das deine, König Karl hätte schon lange über alle seine Feinde triumphiert.«

Joel hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als den Lieutenant Flaxmann aufzusuchen und ihn mit der Sinnesänderung des Kapitäns bekannt zu machen. Dieser verfügte sich, darüber erfreut, sofort an Bord des Graf-Mörner, wo er, nach Vermuten, den Kapitän wirklich so voller Arbeit antraf. Die Nacht war unterdessen ganz hereingebrochen, und die beiden Offiziere setzten sich an die Lampe des Fockmastes und teilten einander ihre Gedanken mit.

»Kapitän«, sagte Flaxmann mit Wärme und ergriff Norcroß' Hand. »Ich höre mit Entzücken, dass Ihr noch einen Versuch machen wollt.«

»Ja, noch einen Wurf will ich wagen. Fallen mir die Würfel wieder ungünstig, dann ...« Ein Seufzer erstickte seine Rede.

»Ach, Freund!«, rief der Lieutenant, »Euer ›Dann‹ ist für

mich von noch größerer Bedeutung als für Euch. Ich knüpfte nicht allein ein politisches Glück, nein, auch das Glück meines Herzens daran.«

»Und könnt Ihr denn so bestimmt wissen, dass ich nicht dasselbe tat, mein Freund?«, versetzte Norcroß betont.

»Wie soll ich Eure Worte verstehen?«

»Ihr wisst, Kamerad, mit welcher Glut ich das Fräulein von Gabel liebe. Es ist mir nicht anders, als wandelte ich noch einmal unter den blühenden Mandelbäumen Portugals. Nach meinem letzten Besuch bei Friederike in Kopenhagen war ich mit mir ins Klare gekommen, dass ich nur so ihrem Besitz glücklich werden könne. Meine Frau kann nie das glühende Herz befriedigen. Das alles sah ich ein. Ich fand, dass ich namenlos elend sei. Da schwur ich einst in stiller Mitternacht unter dem Sternenhimmel auf dem Meer, dass, wenn mir der Wurf gelänge, wenn ich den dänischen Kronprinzen nach Schweden brächte, ich den König um die Auflösung meiner Ehe bitten wollte. Ja, dann sollte Friederike mein sein.«

»Ha, nun begreife ich Euch!«, rief Flaxmann. »Armer unglücklicher Freund! Ihr duldet die Qualen des Tantalus. Nun so lasst uns rastlos unserem Glücke nachjagen! Rüstet Eure Schiffe, lasst uns alles an die Verwirklichung unseres Planes setzen!«

Und wie von einem unsichtbaren Gott emporgerissen, sprang er auf und tobte über das Verdeck hin, wilde Ausrufungen und Aufmunterungen zur schleunigsten Abreise ausstoßend.

»So seid Ihr nun, Lieutenant«, sprach Norcroß verweisend, »davon stürmend zur unrechten Zeit und innehaltend zur unrechten Zeit. Sollen wir sogleich nach Seeland, um uns die Köpfe auf die Mauer des Kopenhagens Kastells an Pfähle

spießen zu lassen?«

Flaxmann hörte ihn nicht, sondern sprach den an das Schiff anschlagenden Wellen von seinen Fieberträumen vor. Norcroß ließ ihn und arbeitete ruhig im Logbuch weiter.

Der letzte Versuch

Am anderen Morgen reiste Juel ab und machte die Reise auf der Küste bis Karlskrona zu Land. Der Junge war unermüdet. Obgleich des Laufens ungewohnt, war der Junge doch fast ständig auf den Beinen.

Von Karlskrona ließ er sich nachts in einem kleinen Boot an eine unwirtliche Stelle der seeländischen Küste übersetzen und war am anderen Morgen mit der aufgehenden Sonne in der Hauptstadt des dänischen Königreichs. Da ihm der Kapitän verboten hatte, sich an das Fräulein von Gabel zu wenden, so suchte er allein den Bootsmann Courtin auf. Mit diesem verabredete er einen schlaun Plan. Juel sollte sich bei Iverbrink melden und in des Kronprinzen Dienste zu kommen suchen. Courtin aber wollte mehrere als Matrosen in dänischen Diensten stehende Franzosen, die ihm ergeben waren, gewinnen, was er für nicht schwer hielt. Einen davon wollte er nach Göthaborg an Norcroß und Flaxmann schicken, um sie mit dem Plan bekannt zu machen. Juel quälte sich einige Tage mit Hunger und Durst, um ein kränkliches Ansehen zu erlangen, und schleppte sich dann eines Morgens in zerlumpte Kleidern an das Tor des königlichen Palastes. Die Schildwachen wiesen ihn mit ihren Hellebarden zurück, aber er wimmerte so erbärmlich und verlangte so kläglich zum Leibdiener Iverbrink, dass ein vorübergehender Diener

ihm versprach, den Leibdiener von seinem Verlangen zu benachrichtigen. Eingedenk seiner Verpflichtung erschien dieser auch bald am Portal und erkannte den Jungen.

»I, mein Himmel, woher kommst du jetzt erst?«, fragte er verwundert. »Es sind ja schon an drei Wochen, als sich die königliche Hoheit gnädig gegen dich auf der Brücke zeigte, und du solltest denselben Tag kommen. Wo hast du unterdessen gesteckt?«

»Ach, Herr, eben die Gnade des Kronprinzen brachte mir großes Unglück zuwege!«, klagte der Junge. »An der Brücke nicht weit von mir stand ein Matrose. Ihr werdet ihn wohl gesehen haben. Der ergriff mich, als Ihr fort ward, schleppte mich hinter die Brückenmauer und wollte mir das Geld nehmen, das Ihr mir geschenkt hattet. Als ich mich widersetzte, schlug er mich jämmerlich, nahm mir das Geld und ließ mich halbtot hinter der Brüstung liegen. Erst abends erwachte ich und wimmerte. Ein paar Bauern gingen vorüber und nahmen mich mit in ihr Dorf und dort habe ich bis jetzt krank gelegen.«

»Armer Schelm! Nun soll dir's desto besser gehen. Komm herein. Ich will dem Kronprinzen deine Ankunft melden.«

Eine Stunde darauf saß Juel in stattlichen Kleidern im Zimmer der Pferdeknechte und hatte bereits die Weisung, sich zum Jockey des Kronprinzen zu bilden.

Durch ein wohlberechnetes anschmiegendes Betragen wusste er sich bei Iverbrink einzuschmeicheln und durch diesen sich in die Gunst des Kronprinzen zu setzen. Er wurde zu kleinen Aufträgen benutzt und hatte oft Wege in die Stadt zu laufen. Kaum hatte er diese Geschäfte zur Zufriedenheit Iverbrinks ausgerichtet, als er auch schon vom Kronprinzen persönlich zu noch wichtigeren Dingen gebraucht wurde. Diese

bestanden in der Überbringung der geheimen Korrespondenz des Königssohns, ein Geschäft, wozu freilich ein schlauer Kopf gehörte, ein schlauerer wenigstens, als Iverbrink, und als solchen hatte sich Juel dem Kronprinzen bewährt. Auf diesen Gängen nun war es, wo Juel die schönste Gelegenheit fand, seine eigenen Geschäfte zu besorgen. Er traf jetzt öfter mit Courtin zusammen. Dieser brachte ihn mit den gewonnenen Franzosen zusammen, von welchen einer bereits nach Göthaborg an den Kapitän mit dem von Courtin, Juel und den Mitverschworenen ausgedachten Plan abgereist war. Dieser Abgesandte wurde täglich zurück erwartet, als Juel etwas begegnete, was nicht in der Berechnung ihres Planes lag. Der Kronprinz übergab ihm nämlich ein Briefchen für das Fräulein von Gabel, die für sich zu gewinnen er durch ihr jüngstes Benehmen am Hofe wieder die schönste Hoffnung geschöpft hatte, und bat ihn dabei, sich dem Fräulein recht liebenswürdig zu zeigen, weil es sich wohl gar fügen könne, dass er der Diener des Fräuleins würde. Der pfiffige Junge kam dadurch in die erste Verlegenheit, weil er bis jetzt auf alle Weise vermieden hatte, in des Fräuleins Nähe zu kommen. Doch vertraute er seiner List und trat mit Zuversicht in Friederikes Zimmer. Aber zu seinem Unglück war Christine zugegen. Friederike erkannte ihn und konnte einer kleinen Bestürzung nicht Herrin werden, welche Christine keineswegs entging.

Sie wurde auf den Knaben aufmerksam und kaum hatte er einige Worte gesprochen, als auch sie in ihm jene rätselhafte Gestalt erkannte, welche sie mit Friederike und dem Kapitän Norcroß in der Gartenlaube belauscht hatte. Sogleich wurde sie wieder von jener Unruhe befallen, deren Qual sie schon damals erduldet hatte. Als sie vollends hörte, dass dieser

Knabe Jokey des Kronprinzen geworden sei, stieg jenes Unbehagen zur Angst. Friederike konnte natürlich in Christines Beisein den Knaben, den sie hier und in solchen Verhältnissen zu sehen so höflich verwundert war, nicht ausfragen. Sie legte den Finger auf den Mund, nahm ihm den Brief ab und bedeutete ihm, die Antwort zu einer gelegenen Zeit zu holen. Juel verstand und ging. Am Abend war er wieder dort und fand sie, wie er gehofft hatte, allein.

»Aber, Junge«, rief sie ihm entgegen, »bist du denn ein Hexenmeister? Hast du denn etwas vom Lord Palmerston profitiert?«

»Die Sache geht natürlich zu, wie alle Hexereien des Lieutenants Flaxmann, obgleich Kapitänlieutenant Gad und Meister Habermann bis diese Stunde dabei bleiben, der Teufel sei im Spiel.« Hierauf erzählte er ausführlich und offenherzig, wie er Jokey des Kronprinzen geworden war.

»Du hast Anlagen, ein großer Mann zu werden, entweder ein großer Admiral oder ein großer Spitzbube. Aber das alles hast du ohne mich vollbringen können?«

»Es war so des Kapitäns ausdrücklicher Befehl. Er wollte Euch schonen, im Fall etwas entdeckt würde. Und das muss Euch ja lieb sein, schöne Dame.«

»Sieh, du bist doch noch ein Kind und verstehst dich schlecht auf ein stolzes Frauenherz. Aber dein Kapitän ist schier eben so unerfahren wie du. Oder aber, er hat ganz andere Gründe und Ursachen.«

»Bei Gott nicht!«, rief Juel erschrocken. »Glaubt, was ich Euch sage. Mein Kapitän liebt Euch viel zu sehr, als dass er nur den Gedanken ertragen könnte, Ihr würdet vonseiten des Hofes mit dem leisesten Verdacht belastet, mit ihm in irgendeiner Verbindung zu stehen.« Und nun erzählte er gutmütig-

kindlich, was der arme Kapitän zeither ausgestanden, wie er in Verzweiflung am Meeresufer ihren Namen gerufen habe und dergleichen mehr.

Friederike wurde von dieser natürlichen Schilderung, die den Stempel der Wahrheit an der Stirn trug, ergriffen. Sie küsste den Jungen auf die Stirn, und er gestand ihr, dass Kapitän Norcroß bald wieder nach Seeland kommen werde, um noch einmal sein Glück an der Person des Kronprinzen zu versuchen.

Hierauf wurde er mit einem Billet an den Kronprinzen, das weder kalt noch warm war, und der Bitte, bald wiederzukommen, entlassen. Sie hatte genug von ihm gehört, um den Mann ihrer Seele mit neu angefachter Glut zu lieben, und ihr Schicksal zu verwünschen.

Der abgesandte Matrose langte nach einigen Tagen mit der Nachricht an, dass Kapitän Norcroß mit seiner Fregatte am folgenden Tag auf der Kopenhagener Reede sich vor Anker legen und unter falschem Namen als schwedischen Überläufer ausgeben werde. So war Courtins und Juels Plan. Diese wollten Lärm von der Sache machen und den Kronprinzen einladen, sich das herrliche Schiff anzusehen. Sobald er aber an Bord desselben sei, sollten die Anker gelichtet werden.

Am anderen Morgen erschien die Fregatte. Juel wollte das Fräulein von Gabel benachrichtigen, dass der Kapitän da sei, und glaubte ihr damit eine Liebe zu erweisen. Um ganz sicher zu sein, schrieb er auf einen Zettel: »Der Kapitän ist da, und wird sich unter dem Namen Karsten als Überläufer melden. Wollt Ihr ihn sprechen, so kommt nachmittags in den Hafen.«

Dieses Briefchen trug er hin, um sie zu benachrichtigen, im Fall sie nicht allein sei. Aber er fand sie allein, erzählte ihr sei-

ne Neuigkeiten und legte das Briefchen auf den Tisch. Friederike übersah es. Als Juel hinaus war, trat Christine in das Zimmer, und kaum hatte jene den Rücken gewendet, als sie das Papier nahm, es überlas, im Busen verbarg und damit forteilte. Einer ihrer Diener trug das Billet unverzüglich zum Kammerjunker von Raben.

Unterdessen hatte dem kühnen Norcroß noch einmal das Glück gewinkt. Der freundliche Morgen führte den Kronprinzen hinaus. Einige von seinem Gefolge unterbreiteten ihm den Vorschlag, ob er nicht längs der Küsten nach Guldenslund rudern wollte. Er fand Gefallen daran, und der Admiral Rosenpalm ließ ein schönes Boot anfahren. Courtin wusste sich die Führung desselben zu verschaffen und nahm einige seiner Ergebenen als Ruderknechte mit. Ein Kammerherr von Gabel, Friederikes Bruder, war diesmal dabei. Als sie nun einige Schiffe vor der Kalkbrennerei vorbei waren, gewährte der Admiral Rosenpalm zuerst die Fregatte *Graf-Mörner* und zeigte sie dem Kammerherrn Gabel. Man fragte ringsum, aber keiner von all den Herren kannte das Schiff. Courtin wurde nicht gefragt und durfte also auch nicht antworten. Er hielt es auch für klüger, zu schweigen, bevor Norcroß sich nicht bei der Admiralität gemeldet hätte. Doch hoffte er, der Kronprinz werde, von Neugierde getrieben, Befehl erteilen, auf das unbekannte Schiff loszusteuern, und somit wäre denn das ganze Spiel gewonnen gewesen. Und wirklich ging seine Hoffnung in Erfüllung. Hohe Freude leuchtete aus Courtins Blicken. Die Burschen strichen die Riemen mit Kraft, und das Boot flog seinem Schicksal entgegen. Da trat der Admiral Rosenpalm, ein bedächtiger Mann, hervor und bat den Prinzen, ob Se. königliche Hoheit nicht lieber geruhen wollten, wieder umzukehren, weil das Schiff doch allen unbekannt und ihm

verdächtig wäre. Die anderen Herren stimmten bei, und der Kronprinz ließ sich zur Rückkehr bewegen. Ehe sie bei der Zollbude ankamen, sah man in der Ferne einen kleinen Fischerkahn vorüberstreichen, um den man sich nicht weiter kümmerte. Gleich darauf wurden die Anker auf der Fregatte gelichtet und mit stolzem Zug ging sie vor aller Augen nach Schonen hinüber. Sogleich befahl der Admiral, drei Schaluppen auszusenden, um zu sehen, wer es gewesen wäre. Aber sie erreichten den beflügelten Gang des großen Schiffes nicht. Ohne Aufklärung kehrten sie um.

Als der Kammerfunker von Raben von dieser Spazierfahrt nach Hause kam, fand er das Billet. Aber er konnte daraus so wenig sehen, wer es geschrieben, noch durch welche Hand es ihm zugekommen sei. Er ahnte nur die Geberin. Genug, dass er es dem Kronprinzen überreichen konnte, um denselben zu überzeugen, in welcher Gefahr er geschwebt habe.

Jener Fischerkahn stand allerdings mit der Fregatte in Verbindung. Als er nämlich dem Schiff nahe gekommen war, gab der junge Fischer ein Zeichen, dass er Depeschen zu überbringen habe. Norcroß stieg sogleich selbst die Treppe hinab.

»Hier«, sagte der Fischer, »bringe ich Euch einen Brief von einer vornehmen Dame, die mir ihn eben selbst mit einer Belohnung übergeben hat. Ich brauche nicht auf Antwort zu warten.«

Und somit stach er wieder in See.

Norcroß hatte in der auf ihn lautenden Aufschrift Friederikes Hand erkannt. Mit eigentümlichem Gefühl öffnete seine zitternde Hand das Schreiben. Er las:

Kapitän Norcroß!

Ihr seid verraten, und wenn Ihr zaudert, in zwei Stunden

dänischer Gefangener. Was dann Euer Los sein würde, könnt Ihr selbst ermessen. Ihr werdet staunen, aber alles begreiflich finden, wenn ich Euch sage, dass Christine von Ove, die unwürdige Braut Eures Freundes, die Verräterin ist. Vor einer halben Stunde, als ich mich unverhohlen über den Anteil, den ich an Eurer Person nehme, bei ihr als einer Schwester aussprach, schlug sie plötzlich das Gewissen. Sie fragte mich, ob Ihr wirklich der Kapitän seid, welcher auf der Reede als Überläufer liege. Als ich erstaunt und nicht begreifen könnend, wie sie zu solchem Wissen komme, es ihr bejahe, stürzt sie mir plötzlich in Verzweiflung und die Hände ringend zu Füßen, und fleht mich an, Euer Leben zu retten, welches in der größten Gefahr schwebe. Ich beschwöre sie, sich näher zu erklären, und sie entdeckt mir, dass sie Zeugin unseres Gesprächs in der Laube gewesen, und dass sie es sei, welche dem Kammerjunker von Raben einen Wink auf der Jagd gegeben, dass er den Kronprinzen nicht am Strand zurückreiten lassen möchte. Sie gestand ferner, dass sie mir diesen Morgen ein Zettelchen weggenommen, worauf mir Euer Junge bloß schrieb: »Der Kapitän ist nachmittags im Hafen. Er liegt als schwedischer Überläufer auf der Reede.« Euer Name war nicht genannt. Sie hat beide Male den Verrat aus einer missverstandenen Vaterlandsliebe begangen. Eine große Angst, die sie nicht grässlich genug beschreiben kann, hat sie dazu getrieben. Sie hat zerknirscht zu meinen Füßen gelegen, und jetzt wälzt sie sich noch in Tränen zerfließend auf ihrem Bett. Das Unglück hat uns verfolgt, dass eine schwache Frau zur Mitwisserin unseres Geheimnisses wurde. Ich muss bekennen, dass ich sie hasse, wie mein Vaterland. Ich werde Anstalten treffen, sie bald zu verlassen. Sie hat jetzt begriffen, dass sie sich selbst frevelhaft den Brautkranz zerrissen hat, und ist untröstlich. Ich

kann ihr nicht helfen und überlasse sie ihrem Schicksal. Durch Euren Jungen, der doch wohl bald zu Euch zurückkehren wird, sollt Ihr wieder von mir hören. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Er spielt seine Rolle vortrefflich. Eilt von der seeländischen Küste so schnell Ihr könnt.

Eure F.

Der Kapitän stand einen Augenblick bewegungslos, aber in seinen Augen begann ein fürchterliches Feuer zu glühen. Endlich ballte er die Faust und zerdrückte den Brief darin, und über seine Lippen schwebte ein entsetzlicher Fluch. Dann stieg er auf das Schiff hinauf und gebot, die Anker zu lichten und die Riemenblätter zu ergreifen. Stumm stand er auf dem Verdeck und schaute nach Kopenhagen hin, als das Schiff seinen Flügelgang nach der Schonischen Küste zu nahm. Ein leises Zittern lief durch seine Glieder, er musste sich mehrmals an dem nächsten Mast festhalten. Endlich glättete er den Brief wieder, schlug ihn zusammen und steckte ihn ein. Aber kein einziges Wort weiter, als die zum Befehlen unumgänglich nötig waren, kam über seine Lippen. Sobald die Fregatte im Hafen von Karlskrona eingelaufen war, wurde sie von einer Menge Neugieriger empfangen, die alle den Kronprinzen von Dänemark über den Steg daher treten zu sehen erwarteten. Aber es erschien niemand. Die Nachricht, dass Kapitän Norcroß den Prinzen wieder nicht gefangen habe, verbreitete sich schnell unter der Menge, die mit Hohn- gelächter auseinanderlief.

Bestürzt rannte Flaxmann, der sich an das Ufer gedrängt hatte, über den Steg in das Schiff und erschrak noch mehr über die bedenklichen Gesichter der Matrosen. Er fragte nach dem Kapitän und wurde in die Kajüte verwiesen. Dort fand

er Norcroß bleich, den Kopf in die Hand gestützt, den wilden Blick auf eine Stelle gerichtet, und um ihn seine Offiziere, den Bootsmann, den Steuermann und den Schiffschirurgus. Alle waren beschäftigt, ihm zuzureden, dass er sich doch ans Land begeben möchte. Er verweigerte es und antwortete ihnen auf ihre Vorstellungen nichts. Jetzt wurde Platz gemacht, und Flaxmann trat an den Tisch.

»Hier kommt mein Mann!«, rief Norcroß, sprang auf, griff in die Brusttasche, zog den zerdrückten Brief heraus und rief, ihm das Papier überreichend: »Lest!«

Der Lieutenant überflog mit wirren Augen die Zeilen, die Farbe seines Gesichts wechselte vom glühendsten Rot ins Totenblass, er sank auf einen Stuhl. Das Blatt entfiel seiner Hand, sein erlöschendes Auge traf auf Norcroß' durchbohrenden Blick.

Meister Habermann war bei der Hand und fragte: »Mit Verlaub, gnädiger Herr Lieutenant, soll ich Euch etwa eine Ader öffnen, oder habt Ihr irgendein sympathisches Mittelchen bei der Hand, dessen Wirkung Eure werthe Gesundheit vor den üblen Folgen des Schreckens bewahrte?'«

Flaxmann beachtete ihn nicht, sondern rief mit dem Ausdruck eines ungeheuren Schmerzes: »Alles verloren! Und durch sie verloren!«

»Lasst ihn nur gehen«, flüsterte der Kapitänlieutenant Gad dem Chirurgus zu. »Der Teufel hilft seinen Leuten. So lang er den Teufelspakt in dem blutroten Büchlein auf der Herzgrube trägt, ficht ihn nichts an, und er bedarf menschlicher Hilfe nicht.«

»Noch nicht alles verloren!«, sprach Norcroß mit fürchterlichem Ernst und schlug Flaxmann mit der flachen Hand auf die Schulter. »Noch nichts verloren!«, rief er mit Donnerstim-

me und die Glut einer entsetzlichen Leidenschaft stieg in sein Gesicht. »Ich sehe, dass Ihr nicht zum Seemann geboren seid, wie ich. Im ärgsten Toben des Sturms bewährt sich der Schiffer. Nacht muss es um mich sein, der Orkan muss wüten, Blitze müssen mich umrasen, das Meer seinen Rachen gähnend aufreißen, dann wird's mir erst recht wohl, dann erst zeig ich, dass ich ein Seemann bin! Jetzt will ich alles an alles setzen. Auf schon befahrenen Straßen komme ich nicht zum Ziel, wohlan, so will ich mir neue entdecken! Und ich will zu meinem Ziel, und ich will! Kennt Ihr die ungeheure Kraft dieses Wortes? Ha! Ihr kennt sie nicht. Mein Plan ist reif. Er überragt all Eure winzigen Entwürfe als ein Riese. Wir werden von heute anfangen, an drei Brandern zu arbeiten. Koste es, was es wolle, ich werde die Meere durchziehen, um mir die Kosten aufzutreiben. Sobald sie fertig sind, suchen wir die dänische Flotte unter Tordenschild auf. Sie muss in einer Nacht in Feuer aufgehen. Während sie noch brennt, eile ich nach Kopenhagen. In der Verwirrung, welche die Nachricht vom Brand der Flotte dort anstiftet, komme ich an den König und den Kronprinzen. Und rette ich mich auch nicht, so sterbe ich freudig, wenn ich nur mein Ziel erreicht habe. Schwört mir alle, mir den Plan ausführen zu helfen, den ich Euch eben enthüllt habe. Schwört mir, wenn Ihr nicht Feiglinge seid!«

Die Offiziere, wüste Menschen, deren Freude Mord und Brand war, schwuren ihm Beistand, und es erhob sich ein Jubelgeschrei in der Kajüte, denn den Meisten war der Kapitän zeither noch viel zu ordentlich gewesen, jetzt, da er Mörder und Mordbrenner zu werden versprach, jetzt war er ihr Mann.

Nur ein paar Augen wandten sich mit Abscheu von dieser Greuelszene ab, die des achtzigjährigen Steuermanns Ebbe

Reetz. Er faltete wehmütig die Hände und lispelte vor sich hin: »Großer Gott, soll ich so kurz vor meinem Ende einer so abscheulichen Sünde teilhaftig werden? O Himmel, kann ich noch länger unter einem jungen Mann dienen, der ein Königsmörder werden will? Und noch dazu der Mörder meines Königs! Ach, ich fühle jetzt mehr als je, dass ich ein Däne bin! Nein, nein! Das kann ich nicht ertragen.«

Der sonst so gesprächige Greis, der so gern aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen auskramte und inmitten des jungen Matrosenvolkes erzählend und belehrend saß, wie die alte Zeit selbst, war von diesem Tage an wie verstummt. Er ging selten aus dem Schiff und brütete immer still vor sich hin. Die Matrosen sagten: »Es muss vor des alten Reetz Ende sein. Er hat seine Natur geändert und ist stumm geworden wie ein Fisch.«

Aber eines Tages fragte einer den anderen: »Wo mag der alte Reetz stecken?«

Keiner wusste es. Einige erinnerten sich, ihn schon Tags vorher vermisst zu haben.

»Er wird doch nicht etwa gestorben sein?«, hieß es wieder. Aber da der Kapitän mit der geheimen Anfertigung der Brandertriebe, so hatte keiner Zeit, sich besonders um den alten Mann zu bekümmern, und da er eben nicht gebraucht wurde, so vergaß man seiner. Von Tag zu Tag wurden jedoch die Nachfragen nach ihm stärker, sein Verschwinden musste endlich dem Kapitän gemeldet werden. Dieser, mit Racheplänen beschäftigt, machte nichts daraus, und so sprachen nur die Matrosen mit Bedauern von ihm, denn sie hatten ihn alle lieb gehabt. Weil sein Abhandenkommen allen unerklärlich war, so behauptete Kapitänlieutenant Gad geradezu, der neugebackene Lieutenant Flaxmann werde wohl am besten wis-

sen, wohin der alte Mann geraten sei, denn es liege außer allem Zweifel, dass dieser ihn weggehext habe. Diesen Verdacht sprach er endlich sogar ungescheut beim Kapitän selbst aus und überhäufte diesen mit Vorwürfen, dass er einen solchen, als Zauberer und Hexenmeister entlarvten Menschen immer noch um sich dulde.

»Ihr werdet es noch einsehen lernen, Kapitän«, rief er mit gutmütigem Eifer, »dass dieser Chaldäer an all Eurem Unglück schuld ist. All Eure Unternehmungen laufen schief, sobald diese böse Sieben im Spiel ist. Ich dünkte doch, Ihr hättet Euch zeither überzeugt. Aber Ihr seid mit sehenden Augen blind. Ich sage Euch, Ihr werdet noch an meine guten Ratschläge denken, aber dann wird es zu spät sein. Auch Euer jetziges Unternehmen wird missglücken. Ich sage es Euch erst, es wird nichts daraus, und bloß weil dieser Teufelskerl daran teilnimmt.«

»Seid Ihr fertig?«, fragte Norcroß barsch.

»Ja, Kapitän!«

»Nun wohl, so geht Eurer Wege und bekümmert Euch nicht um ungelegte Eier. Ich will die meinen gehen und es ebenso machen.«

Gad fluchte in den Bart und ging.

Die Brander waren fast vollendet, und Norcroß arbeitete an einem geschickten Überfallsplan. Da langte eines Abends auf einem dänischen Boot der Franzose Courtin im Hafen an und überbrachte noch denselben Abend zwei Briefe, den einen vom Fräulein von Gabel an den Kapitän Norcroß, den anderen von Fräulein von Ove an den Lieutenant Flaxmann.

Der Erstere lautet also:

Kapitän Norcroß!

Ein unseliges Missgeschick schwebt über all Euren Unternehmungen. Ihr werdet vergebens gegen ein Euch feindliches Schicksal kämpfen. Euer Plan, die dänische Flotte zu vernichten und Tordenschild zu demütigen, ist wieder verfallen. Ganz Kopenhagen spricht davon. Man trifft in Eile alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln. Man setzt sogar überall hinzu, Ihr wolltet den König und den Kronprinzen von Dänemark ermorden. Doch ist das Letztere wohl nur erdacht, um Euch in ein recht grell-gehässiges Licht zu setzen. Ich will und mag nicht glauben, dass Ihr Euch so weit irren könntet. Einen Königsmord kann der Freisinnigste nicht gut heißen. Euer Plan soll durch Euren eigenen Steuermann, einen uralten Greis und geborenen Dänen, verraten worden sein, der, wie man erzählt, vor einigen Tagen hier anlangte und von seinem Gewissen getrieben die Anzeige bei dem Admiralitätsgericht machte.

Euer Fluch trifft mit Recht meine alberne Base. Sie leidet sehr. Um das Maß ihres, Eures und meines Kummers vollzumachen, ist auch Juel entdeckt und in Gewahrsam gebracht worden. Seine Handschrift, die Christine dem Kammerjunker von Raben übergab, hat ihn verraten. Man wird dem armen Jungen kurzen Prozess machen, und er ist nicht zu retten. O, ich bin namenlos unglücklich! Doch mir zum Trost scheint es, dass der Sturm meines Lebens mich bald in die wildesten Gewässer hinausführen werde. Dann hoffe ich, soll mir wieder wohl werden. Die Anstalten zur Abreise sind gemacht. Doch nie sollt Ihr erfahren, wohin ich gehe. Lebt wohl, Kapitän!

F. v. G.

Der Brief an Flaxmann war des Inhalts:

*Ich sterbe, mein Geliebter, ich bin schon todkrank, und der Tod wird mir ein willkommener Retter, ein Engel der Tröstung sein. Ach, ich habe in den Tagen meiner Leiden die Überzeugung gewonnen, dass ich dich doch niemals hätte besitzen können und dürfen. Das Schicksal hat es auch nicht dulden wollen, drum hat es mich zur Verräterin an dir gestempelt. Ja, ich bekenne mich schuldig, und doch ist mein Herz der alten reinen Unschuld noch voll. Der Konflikt meines und deines Geschicks hat mich mit mir selbst in Verwirrung gebracht. Meine Heiterkeit ist dahin. Du würdest mich kaum mehr erkennen. O, für welche Sünden bin ich so hart gestraft! Ich habe keine begangen. Ich fehlte aus Schwachheit, ich bin kein starkes Mädchen wie Friederike. Darum, mein einzig Geliebter, vergib mir! Eine Sterbende fleht dich um Verzeihung an, willst du sie zurückstoßen? Vergib, vergib, o vergib! Könnt ich doch vor dir niederknien, könnt ich meine Hände ringend zu dir erheben, könntest du in mein bleiches abgehärmtes Gesicht sehen, du würdest sagen: Dir soll vergeben sein! Ja, du wirst es sagen, ich weiß es! Lass es mich wissen, ich flehe dich an! Lebe wohl für diese Welt. Lebe wohl und vergiss nicht ganz deiner unglücklichen Braut
Eh. v. O.*

»Nun ist alles aus!«, rastete Norcroß aus. »Verflucht sei das Weib, das mir meine herrlichsten Pläne verdarb!«

»Nicht ihr fluchen!«, sagte Flaxmann und weinte. »Unser Mitleid verdient sie, nicht unsere Flüche.«

»Und Ihr weint wie ein Kind, das sein Püppchen verloren hat«, höhnte der Kapitän. »Ich, auch ich möchte weinen, aber Blut, denn Tränen habe ich nicht, Blut weinen über meinen lieben Jungen, den sie mir an den Galgen hängen werden. O

du Liebling meines Herzens, musstest du durch den Verrat eines geschwätzigen Unterrockes umkommen!« Hier brach der so feste Mann in ein verzweiflungsvolles Geheul aus. Dann rief er wütend über das Schiff: »Jungen, stellt eure Arbeit ein. Es ist alles vergebens. Der alte Reetz hat uns verraten. Geht nach Hause, es wird bald Winter.«

»Hab ich es Euch nicht gesagt, Kapitän«, erinnerte Gad, der neben ihm stand, »dass aus Eurem Unternehmen wieder nichts werden würde? Und warum?« Er deutete mit seinen langen dünnen Fingern auf Flaxmann, der den Kopf an einen Mast gelehnt hatte.

»Ja, in Teufels Namen! Ihr habt es mir vorher gesagt!«, donierte Norcroß den erschrocken zurückweichenden Kapitänlieutenant an. Dann wandte er sich zu Flaxmann und sagte ernst und mit einer gewissen wehmütigen Feierlichkeit:

»Lieutenant, unsere Wege können fernerhin nicht mehr zusammengehen. Es ist kein Segen dabei. Wir müssen uns trennen. Morgen reise ich mit meiner Fregatte ab, Ihr mögt über Euch selbst bestimmen.«

»Ich habe schon«, versetzte Flaxmann, hob das Haupt mit den dunklen Augen voll schwerer Tränen gen Himmel, reichte Norcroß die Hand, seufzte tief auf und ging.

Als er, zerrissen vom fürchterlichsten Schmerz ans Ufer trat, fühlte er sich von hinten bei der Hand gefasst. Es war Courtin.

»A l'honneur de marin!«, sagte er. »Ich folge Euch, wohin Ihr geht, Monsieur. Ich habe den Dänendienst quittiert und möchte mich wieder an Euch attachieren, um der Welt doch einmal den Beweis zu liefern, woran sie immer nicht glauben will, dass ein Franzose und ein Engländer in friedlichster Eintracht und im freundschaftlichsten Einverständnis miteinander

der leben können. Wollt Ihr mich haben, Herr?«

»Du sollst mein Bruder sein!«, rief Flaxmann und umarmte ihn. »Eben glaubte ich mich von allen verlassen, die Geliebte hat mich betrogen und verraten, der Freund hat mich verstoßen. Da schickt der Himmel dich mir. Ich fühle, es gibt noch eine Seele, die mich liebt. Nein, ich bin nicht unglücklich. Ich bin ein reicher, glücklicher Mann, denn ich besitze eines Freundes treues, teilnehmendes Herz.«

Ende des zweiten Teils